

109-4-1207

19.5.2009  
Ludl

MINISTERSTVO NÁRODNÍ BEZPEČNOSTI  
ARCHIVNÍ A ST. DŮMŮ ODBOR

Došlo

Čj.

Přílohy

109-4/1207

109-4/1207

109-4/1207

č. 4  
č. 5  
č. 5  
č. 5

5 listů - pod č. 4. 64 stran  
pod č. 5. 405-468 stran

Krab. 65.

ST S

IV. L - 48 / 42.

IV. L - 49 / 42.

IV. L - 50 / 42.

Der Beauftragte für den Vierjahresplan  
Der Generalbevollmächtigte für  
den Arbeitseinsatz  
Va 7830 / 148.

1  
Berlin SW 11,  
den 10. Juli 1943  
Saarlandstraße 96

An  
die Herren Präsidenten  
der Landesarbeitsämter

Betrifft: Vergütung von Lohnausfällen bei Flieger- Schäden.

Gefolgschaftsmitglieder, die infolge einer Beschädigung ihrer Wohnung durch Luftangriffe an behördliche Anordnung innerhalb des Betriebsortes umquartiert werden mußten, ohne daß sie ihren Arbeitsplatz in ihrem bisherigen Betrieb aufgeben mußten, sind in der Lage, ihrer Berufsarbeit in gewohnter Weise nachzugehen. Es kann aber auch der Fall eintreten, daß sie durch ungünstige Verkehrsverbindungen daran gehindert werden, die betriebsübliche Arbeitsleistung zu erbringen, und dadurch über die unmittelbare Schadenswirkung hinaus Lohnausfälle erleiden. Zu der Frage, inwieweit solche Lohnausfälle im Rahmen der Kriegsschadenregelung oder auf andere Weise ersetzt werden können, nehme ich im Einvernehmen mit dem Herrn Reichsarbeitsminister die folgende Stellung:

1. Derartige wirtschaftliche Nachteile (insbesondere im Hinblick auf die Anordnung über die allgemeine Richtlinien) von der Feststellungsbehörde erst in der mittelbaren Folge des Verlustes der Wohnung durch die Umkehrung der Angelegenheit vor dem Schadensfall durch lediglich in die Lage der Angelegenheit nachzugehen.
2. Auch aus Mitteln der Kriegsschadenregelung Lohnausfälle, die die Sicherung des Lebensunterhalts des Betroffenen einträchtigen, nicht gedeckt werden können, sind als Bestandteil der Lebensgrundlage des Betroffenen im Rahmen der Kriegsschadenregelung zu berücksichtigen.

# DER BEAUFTRAGTE

FÜR DIE  
ERWEITERTE KINDERLANDVERSCHICKUNG  
IN BÖHMEN UND MÄHREN

Br./TK .

Prag VI, Neklangasse 32 21.12. 42  
Telefon 601-41  
Klappen 3741, 3742, 3743

Der Leiter der Dienststelle:

Herrn  
Ministerialrat Dr. G i e s

P r a g  
Czernin -Palais

Sehr geehrter Parteigenosse Doktor Gies !

Beigefügt überreiche ich Ihnen einen Entwurf eines Rundbriefes  
an die KLV-Lager in Böhmen und Mähren.

Ich bitte um Genehmigung.

Bei Genehmigung werde ich Ihnen den Bürstenabzug nochmals vor -  
legen.

Heil Hitler !

*Brocke*  
Brocke  
Oberbannführer



1 Anlage.

*7/ Genehmigung zurück.*

*1/5. d. d.*

*7/1. 43.*

*54713*

*IV L-49/42*

3

# DER BEAUFTRAGTE

FÜR DIE  
ERWEITERTE KINDERLANDVERSCHICKUNG  
IN BÖHMEN UND MÄHREN

Br/Ka.

Prag VI, Neklangasse 32  
Telefon 601-41  
Klappen 3741, 3742, 3743

17.12.42

Der Leiter der Dienststelle :

Herrn

Ministerialrat Dr. G i e s ,

P r a g

Czernin - Palais.

Büro des Staatssekretärs  
beim Reichsprotektor  
in Böhmen und Mähren.  
Eing.: 17. DEZ 1942

Sehr geehrter Parteigenosse Doktor Gies !

Als Anlage sende ich Ihnen das von der Dienststelle von Schirach  
herausgegebene Schulungsmaterial für Monat Dezember zur Kenntnissnahme.

Heil Hitler !

*Brocke*

Oberbannführer



54712

Anlagen.

*L  
S. d. d.  
(Kochia)*

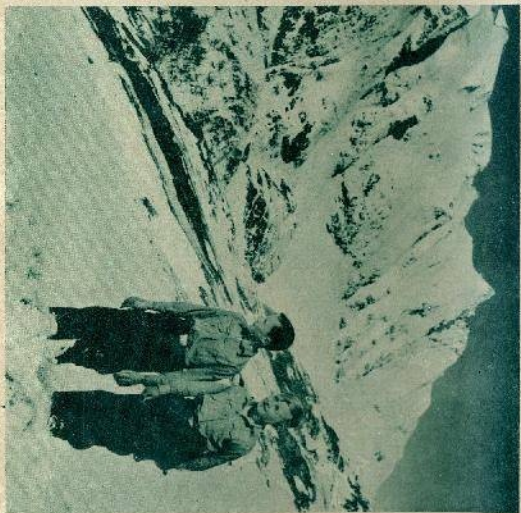
*h 18/12.42.*

St. S. IV L - 49/42

KLV - Winterfreuden



KLV - Winterfreuden



12

1942



**ZUNGE  
HEIMAT**



Die Zeitschrift der KLV-Lounger

## DER EID

Einmal standen wir  
Vor der Standarte  
Brachten unser Leben  
Ihr als Seele dar,  
Daß sie blutvoll  
Über unsern Häuptern schwebe  
Und das Blut in ihr  
Auf ewig lebe.

Nun steht sie vor uns  
Und fordert das Geweihte,  
Und wir Brauen schreiten  
Seit an Seite  
Unbedenklich  
In das ferhe Kot.  
Alle gehen,  
Viele stehen wieder,  
Manchen legt  
Die große Erde nieder,  
Aber keiner ist  
Für die Standarte tot. 25. 5. 1940

## HELDEN

Held ist nur der,  
Der über sich hinaus  
Bis an die Grenze  
Jener geößten Kräfte wächst,  
Die nur ein Schritt  
Vom Göttlichen noch trennt,  
Und die dem Menschen  
Sast zum Gott erkennt.

Halb Mensch, halb Gott,  
Steht er als Einsamer  
Umbrändert von dem Schrei der Schlacht  
Und zeigt als Sterbender  
Noch in der Nacht  
Den Weg zum Licht,  
Der alles frei  
Und ewig macht. 27. 5. 1940

V O N H A N S M Ü L L E R ✚

## DIE LESESTUNDE DER KLV-LAGER

# Junge Heimat

HEFT 12



Herausgegeben von der Dienststelle Kinderlandverschickung  
Schriftleitung und verantwortlich: Oberbannführer Gerhard Dabel  
Für die Mädelarbeit: Bannmädelführerin Gretel Seelig  
Berlin - Charlottenburg, Kaiserdamm 45

## INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Weihnachten im Schmiedhof (KLV.-Erzählung) .....	3
Wie der Sommer den Winter sah (Märchen) .....	8
Der Aalstecher Batavia (Erzählung) .....	9
Unser Feldpostbrief	
Über den Dnjepr .....	15
Das Mölderslied .....	20
Die schwarzen Bären jagen Timoschenko .....	21
Ein königlicher Spaß .....	25
Unsere Bunten Seiten	
Runen .....	27
Straßburgs Heimkehr .....	30
Vom Dorf der Zwerge (Der Buschankel erzählt) .....	33
Es hat geschneit (Die große Fahrt durchs Jahr) .....	43
KLV.-Lager erzählen:	
Die Eisprinzessin .....	49
Die Zauberblume .....	51
Mit dem KLV.-Dampfer nach Ungarn .....	53
Die Feengrotten von Saalfeld .....	55
Hoher Besuch im Lager .....	57
Mein erster Hirsch .....	58
Die Leichenkammer .....	59
Eine Mammutjagd .....	60
Halt, ich hab's! Rätsellecke .....	61
Auflösungen der Rätsel aus Heft 11 .....	63
KLV.-Postkarten .....	3. und 4. Umschlagseite

Am Heft 12 arbeiteten mit: Titelbild: Karin Gräfin Hardenberg / Zeichner: Wilhelm Petersen, Hans Kuhn, Lore Hechelkammer / Lichtbilder: KLV.-Bildarchiv [Wolkersdorfer] (1), Gebiet Sachsen (1), Piper (1), KLV.-Lager (3), NSV. Gau Berlin (1), Scherl (7), K. Schauer (7), A. Schmidt (1)  
 Titeldruck: Carl Sabo KG., Berlin SW 68, Wilhelmstraße 131-132



## Weihnachten

### im Schmiedhof

Von Otfried Raimar Hoge

Mit letzten Vorbereitungen entschliefte sich der Tag. Endlich nun begann es Abend zu werden. Dämmerung legte sich schon über die schneebedeckte Landschaft. Ach, dieses müde, träge Schleichen der Minuten in Augenblicken, in denen Erwartung und Spannung die Seele zu zerschellen droht — wer kennt es nicht aus eigenen Jugendtagen?

Es war gegen 6 Uhr, als Herr Kornelius zu einem letzten Atemholen an der Weissach entlangschritt. Er überlegte sich noch einmal die Worte, die er heute abend in die Seelen seiner Jungen hämmern wollte, an diesem Abend, den die meisten von ihnen zum ersten Male fern von Eltern und Geschwistern und Heimat verlebten. Zündendtiefe Worte sollten es sein, Worte voll Wucht und Feuer. In Nebel getaucht lagen die Spitzen der Berge; ihre dunkelgrünen Abhänge, von weißen Flächen durchsetzt, muteten an wie wundersam scheckige Gebilde. Wie ein großer Bottich, überdacht von zerfetztem, schneeesattem Gewölk, lag das breite Tal dazwischen. Kleine weiße Flocken rieselten herab, schwärmten wie Mücken umher und legten sich dann auf die Erde, eine dicke weiße Decke über diese webend. Das war das rechte Weihnachtswetter, wie Herr Kornelius es sich wünschte. Von entfernten Kirchen hallte Glockengeläut durch die Stille des Abends, wurde von den Bergen zurückgeworfen und schwoh an zu einem feierlichen Festgeläut. Vom Schmiedhof jubelte und jauchzte es herüber. Deutlich konnte er die einzelnen Stimmen unterscheiden. Alle klangen sie so silberhell heute, wie Klang aus reinsten Gefäßen. Dann hörte er drei wuchtige Schläge durch den Abend dringen. Gewiß gab jemand auf dem Amboß, der vor dem Eingange des Hauses stand,

schon das Zeichen, daß sich die kleine Gemeinde zum Abendbrot versammeln sollte. Nun mußte auch er sich beeilen.

Als er den Schmiedhof betrat, fand er die Lagermannschaft bereits im Eßraum versammelt. Freudestimmung halfte ihm entgegen. Die letzte Stunde vor der Feier war gekommen: war es da ein Wunder, daß ihm froh die Herzen entgegen-schlügen? All die Wünsche und Hoffnungen und Erwartungen, die im Verborgenen schlummerten, schienen aus den Augen hervorzuleuchten. Festlich geschmückt fand er den kleinen Raum vor. An den Wänden hing frisches Tannengrün, und auch auf den schön gemaserten weißen Tischplatten lagen, zu Ornamenten sinnig zusammengefügt, kleine grüne Zweige. Die gewohnte Ordnung des Alltags war heute einem festlichen Gepräge gewichen. Schon trug der Küchendienst die Speisen auf. War das ein Hasten und Ellen! Und dennoch ging es allen immer noch viel zu langsam. Gerade in dem Augenblick, als Wilhelm mit vollen Schüsseln durch die Tür kam, stürzte Peter aufgeregt heraus. Schüsseln und Teller zerbrachen in Scherben und das schöne Essen bedeckte den Fußboden. Das war nun eine fatale Geschichte, die ausgerechnet heute abend passieren mußte. Doch tröstete man sich damit, daß Scherben Glück bringen, und so wurde schließlich von allen die Sache als ein gutes Omen gedeutet. Schade nur war es um die schönen Würstl, die zertreten am Boden lagen. Als Peter dann den Tisdspruch sagte, merkte man bald an dem Zittern seiner Stimme, daß Schatten sich über seine Seele gelegt hatten.

Herr Kornelius erhob sich. Wie leuchtende Sterne waren die Augen auf ihn gerichtet. Alle erwarteten etwas Besonderes, etwas Freudiges aus seinem Munde. Er aber stand da mit erstem Gesicht, würgte an den Worten und sagte dann schließlich tief bekümmert: „Eine kurze Weile nur noch, dann werden wir in diesem Raum hier Weihnachten feiern. Wenn ich aber die Spannung sehe, die in euren Gesichtern liegt, und die Erwartung bedenke, die euch erfüllt, dann wird es mir schwer, Bitternis in den funkelnden Wein eurer Freude zu mischen. Mehr als einen Bleistift oder ein Schreibheft oder sonst eine Kleinigkeit wird keiner zu erwarten haben. Zur Bescheidenheit möchte ich euch raten!“

Schweigen folgte, ernstes Schweigen, als er geendet hatte, obgleich er versucht hatte, die bittere Pille schmackhaft zu reichen.

„Dann werde ich meine Mundharmonika doch nicht bekommen“, sagte nach einer Weile Peter zu seinem Nachbar, „wir haben's ja eben gehört.“

„Was haben wir eben gehört?“ fragte dieser, wie aus dumpfem Brüten erwachend.

„Na, daß wir nicht viel heute abend bekommen werden.“

„Dann werde ich auch meinen Malkasten und meine Buntstifte nicht bekommen. Ich hatte mich schon so darauf gefreut.“

Als nun nach dem Abendessen die kleine Kolonne zu einem Schweigemarsch durch die winterliche Landschaft aufbrach, begleitete eine trübe Stimmung sie und schlich wie ein dunkler Schatten nebenher, allen Frohsinn lähmend. Tiefer, als Herr Kornelius beabsichtigt hatte, hatten seine Worte gewirkt. Der Wind rauschte durch die Tannen. Verhüllend legte sich der kalte Dezemberabend über Berg und Tal.

„So ein Weihnachten“, ging es da flüsternd von Mund zu Mund, „wären wir doch lieber daheim geblieben.“

Herr Kornelius benutzte die Zeit während der Abwesenheit der Kinder dazu, den Tannenbaum zu schmücken und den Gabentisch zu decken. All die vielen Dinge, die er seit Wochen mit Liebe zusammengetragen hatte, wurden nun aus dem Verstock hervorgeholt und auf die einzelnen Plätze verteilt. Auserlesene



Bücher für die Leseratten, schöne Malkästen für die angehenden Künstler, Mundharmonikas für die Musikanten, Alben für Fotofreunde, Bastelwerkzeuge, Briefständer, Schreibpapier, Bilder, Spiele, Schlittschuhe, lauter Dinge, nach denen eine Jungenseele Verlangen trägt, kamen da zum Vorschein. Obgleich Herr Kornelius jedes Stück genau kannte, betrachtete er es doch noch einmal und überlegte, ob er auch die richtige Wahl getroffen und sich nicht etwa in den Wünschen seiner Jungen geirrt habe.

Als die Lagermannschaft vom Schweigemarsch zurückkehrte, verdrießlich, mit enttäuschten Gesichtern, konnte mit der Feier gleich begonnen werden. Drei wuchtige Amboßschläge riefen die ungeduldig Wartenden aus den Stuben in den Tagesraum. In der Ecke stand der Tannenbaum. Seine flackernden Lichtbündel, gotisch nach oben strebend, erhellten, sich dabei selbst verzehrend, den Raum und verscheuchten nun auch die trüben Schatten aus den Seelen der Jungen.

Man gruppierte sich um die in Kreuzform aufgestellten Tische. Auf jedem Platz stand ein Teller mit allerlei auserlesenem Naschwerk und versteckt unter diesem lagen die Gaben. Ein kunstvoll gefertigtes Kärtchen aber zeigte an, wem die Gaben zugedacht waren. Nun kam Bewegung in die junge Gesellschaft, die Augen weiteten sich, jeder suchte den Platz, auf dem sein Kärtchen lag. Da gebot plötzlich Herr Kornelius Ruhe. Jeder mußte stehen bleiben, wo er gerade stand und seine Neugierde zähmen. Dies war nun wieder so ein dummer Einfall von Herrn Kornelius. Aber soviel hatte man doch schon wahrgenommen, daß es mit dem Bleistift und dem Schreibheft und den armseligen Kleingkeiten, von denen er gesprochen hatte, nicht stimmte. Das alte Lied vom Tannenbaum eröffnete die Feier. Dann folgte Lied auf Lied aus frohen Kehlen und hieß alle Bitternis schweigen. Es klang so hell, so hoffnungsfreudig, wie Freudengesang aus jubelnden Herzen. So wünschte Herr Kornelius sich diesen Abend. Seine Stimmung wuchs und fand Ausdruck in mitreißenden Worten. Es war eine kurze Rede, die

er hielt. „Laßt uns vorwärtsblicken“, beendete er sie, „lichtwärts und aufwärts, wie diese Kerzen hier, die, sich selbst verzehrend, Licht verbreiten, hoffnungsfreudig vorwärts, wie es einst unsere Vorfahren taten, die um diese Zeit das Fest der Wintersonnenwende feierten. Jetzt geht es bergab. Der alte Winter in seiner Schwäche zieht sich in die Berge zurück. Aller Kummer sei jetzt ver scheucht. Leuchtende Augen will ich sehen und lachende Herzen. Laßt uns gedanken unserer Väter draußen auf den Schlachtfeldern und unserer Mütter daheim, unserer Schwestern, unserer Brüder, die alle an diesem Abend mit ihren Segnungen und Wünschen bei uns weilen. Und nun geht an eure Plätze und seid als echte deutsche Jungen zufrieden mit dem, was ich jedem von euch zugedacht habe. Wie gesagt, es sind nur Kleinigkeiten.“ Ein Schmunzeln lief bei diesen Worten über sein Gesicht.

Die Augen der Jungen weiteten sich zu freudigem Entzücken, als sie unter den von Gebäck, Schokolade und getrocknetem Obst überhäufteten Tellern all die Dinge fanden, die sie sich gewünscht hatten. Peter bekam nun wirklich seine Mundharmonika, dazu sogar noch einen schönen Drehbleistift, und Wilhelm nun wirklich das Buch vom roten Kampfflieger. Und als nun auch Paul unter seinem Teller Malkasten und Buntstifte entdeckte, da war die Freude groß und kannte keine Grenzen mehr. Mit solchen Überraschungen hatte man nicht gerechnet. Von allen Seiten wurden die schönen Dinge betrachtet, wanderten von Hand zu Hand und lösten überall Bewunderung aus.

Nur eins fehlte noch, um die Freude ganz voll zu machen, und das waren die Pakete aus der Heimat, die Pakete von Eltern und Geschwistern, von Verwandten und Bekannten. Was mochte in ihnen nicht noch alles an Überraschungen vorhanden sein? Aber Herr Kornelius, in dessen Zimmer sie aufgestapelt lagen, hatte schon dafür gesorgt, daß die Freude nicht über ihre Grenzen wuchs. Er hatte bestimmt, daß sie erst am ersten Weihnachtstage verteilt werden sollten. Erst morgen! Ach, das war noch so lange hin. Das Herz könnte einem vor Kummer zerbersten — erst morgen! Zum Heulen war es, trotz der Freude, die der Abend gebracht hatte. Dieser Herr Kornelius, zerreißen könnte man ihn! Wer ihn kannte, der wußte, daß kein Bitten und kein Betteln half, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte. Als nun Wilhelm kam und sagte, daß er sein Paket unbedingt noch heute abend haben müsse, es sei etwas Verderbliches drin, die Mutter hätte es geschrieben und nun ebenso wie alle anderen, die vor ihm mit gleichem Anliegen gekommen waren, eine Abweisung erhielt, da waren die letzten Hoffnungen zerbrochen. Man mußte sich, wenn auch widerwillig, in das Unabwendbare fügen und bis morgen gedulden.

Während alles oben auf den Stuben kramte und packte und sang und ordnete und wegräumte, hallten plötzlich wieder drei Amboßschläge durch das Haus. Herr Kornelius stand unten an der Treppe und rief: „Alles in den Tagesraum!“

Hier war inzwischen die Kaffeetafel gedeckt. Keiner hatte etwas davon gemerkt. Berge von Kuchen standen auf dem Tisch. Vor jedem Platz stand eine rote Kerze. In der Ecke aber brannte der Lichterbaum und erfüllte den Raum mit seinem Strahlenglanz. Schwatzend und plaudernd saß die kleine Schar an den Tischen. Plötzlich ging die Tür auf, und herein kam der Weihnachtsmann, ein richtiger Weihnachtsmann mit langem weißen Bart und einem großen Sack auf dem Rücken. Er komme schnurstracks aus der Heimat, sagte er, um den Kindern noch heute abend die Gaben von daheim zu bringen, bedaure aber, daß er sich der schlechten Wegeverhältnisse wegen habe verspäten müssen, öffnete dann ohne viele Umstände seinen großen Sack und begann die Namen aufzurufen, die auf den Paketen standen. Da aber zeigte es sich, daß das Sehvermögen des alten Herrn schon ein wenig gelitten hatte. Er konnte die Namen nicht mehr recht

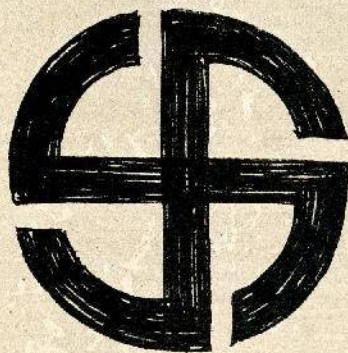
lesen und mußte erst seine Brille hervorsuchen. Aber auch jetzt noch versprach er sich häufig. Was waren das doch oft für wunderliche Namen, die er vorlas! Große Heiterkeit lösten sie aus. Und hätten sich nicht alle an dem Raten beteiligt, dann hätte er wohl manches Paket wieder mit in die Heimat zurücknehmen müssen. Karl Heinz Klausen, Wilhelm Bürgel, Max Seifert . . . so ging es in einem fort. Schon war der zweite und dritte Sack leer, aber der kleine Peter hatte immer noch kein Paket erhalten. Seine Ohren spitzten sich, sein Gesicht wurde länger und länger, wenn ein Name aufgerufen wurde. Sollte das etwa die Strafe dafür sein, daß er sich neulich so herausfordernd benommen hatte? Schon kam der letzte Sack, und auch dieser war schon bald leer, Peters Name aber war immer noch nicht aufgerufen. Enttäuschung lag in seinem Gesicht, und kleine weiße Perlen begannen über seine Wangen zu rieseln. Dann hieß es plötzlich dreimal hintereinander: Peter Schröder! Peter Schröder! Peter Schröder! Da lief eine Freudenträne über das vergränte Gesicht und eine erregte Stimme rief „Hier“ und zitternde Hände reckten sich weit über den Tisch.

Kaffee und Kuchen hatten jetzt alle Reize verloren. Jeder hatte nur noch Sinn dafür, sich im Stillen der Gaben aus der Heimat zu erfreuen.

Allenthalben herrschte Freude, ausgelassene Freude, eine Freude ohne Grenzen.

Einer aber stand in der Ecke und weinte. Es war Peter. Der Freudenglanz, der sich beim Auspacken seines Paketes über sein Gesicht gelegt hatte, war schweren trüben Verschattungen gewichen, nun, da er den Brief von seiner Mutter gelesen hatte. Vor Wochen hatte er sich zu einer Prüfung gemeldet und war immer der Meinung gewesen, sie auch bestanden zu haben. Jetzt aber erfuhr er aus dem Munde seiner Mutter, daß er durchgefallen sei. Und mit dieser Unglücksbotschaft verbunden waren harte, peinigende Vorwürfe. Aus ihm könne nichts Gescheites im Leben werden, würde er sich nicht bessern und fleißiger und strebsamer werden. Kummer schlich in seine Seele.

Draußen heulte der Wind und klapperte mit den Fensterläden. Regen prasselte gegen die Scheiben. Es war finstere Nacht. Alles schlief. Aber die Erlebnisse des Abends verfolgten die Schläfer bis in das Traumland der Nacht. Nur Peter lag noch lange wach und weinte und gedachte des Briefes seiner Mutter.



# Wie der Sommer den Winter sah

Kalt war's, bitterkalt. Der Frost ging übers Land. Wohin sein Atem traf, erstarrte alles Leben. Der Boden wurde hart und bekam Risse. Unerbittlich schritt des Winters Sohn, der Frost, über die Felder. Weit, weit hinter ihm kam der Schneekönig. Immer wieder schüttete er seinen Flockensack aus und deckte das frierende Land zu. Wie ein dichter, weißer Pelz lag der Schnee über dem Land. Die Bäume hatten wunderliche Mäntel an. Alles Leben unter der Schneedecke hielt seinen Winterschlaf.

Da, plötzlich kam von fern ein Brausen. Ein junger, stürmischer Knabe raste über das Land, und wo er hintrat, schmolz die weiße Decke. Ganz heil wurde es plötzlich. Der Sommer kam geschritten. Doch kein Baum, keine Blume regten sich, kein Tier war zu sehen. Die Bäume hatten keine Kraft, Gras und Blumen schliefen tief. Die Tiere saßen in ihren warmen Höhlen. Der Sommer schauderte, als er das öde Land sah. Doch da hörte er von ferne ein Poltern und Schnauben. Der Frost und der Schneekönig kehrten zurück. Als sie den Sommer und den Knaben sahen, packte sie eine ohnmächtige Wut. Dem Sommer konnten die Söhne des Winters nichts anhaben, aber den Knaben wollten sie töten. Der schlüpfte schnell unter den Mantel des Sommers. Still war es zwischen Sommer und Winter. Da hub der Sommer zu sprechen an, mühsam und stoßweise kam es hervor: „Ich wanderte um die Erde und auf einmal hatte ich mich verirrt. Ich kehrte um und sah ein seltsames Land. Alles war weiß. Nichts rührte sich, unheimlich war's. Wo ich hintrat, floß Wasser und darunter lag's wie tot. Nirgends ist ein Laut zu hören. Sagt, ihr Herren, sind denn die Bäume und Blumen gestorben? Wo sind denn die Tiere, die sonst so fröhlich einhersprangen?“

Die Söhne des Winters lächelten. „O nein“, sagten sie, „die Bäume und Blumen schlafen tief. Sie ruhen aus vom Blühen und Fruchtragen. Sie sammeln neue Kraft für deine Herrschaft. Denn wenn der Winter nicht wäre, müßten sie immerzu blühen. Aber soviel Kraft haben sie nicht, und dann wäre einmal alles tot.“

Da verbeugte sich der Sommer vor dem Frost und dem Schnee, er nahm den Knaben bei der Hand, damit er nicht davonlief. Leise, damit sie niemanden aufweckten, gingen der Sommer und der Knabe wieder zurück. Und der Sommer sah, daß der Winter gut war.

Hannelore Aderhold, KLV.-Lager Berghof b. Seiffen (Sachsen)

# Der Aalstecher BATAVIA

Von Wilhelm Petersen



Batavia war der Aalstecher, der einmal vor Jahren die Seejungfrau gefunden hatte, eine Galionsfigur, die, im Sturm einer Nacht an den Strand geworfen, jetzt in Ponulls Garten steht. Er hatte einige Taler für den Fund bekommen und ein paar schöne Tage davon gelebt; — bis über Weihnachten langte es mit dem Reichtum. Die Festtage über hatte er im „Goldenen Anker“ gesessen, den Mund aufgemacht und erzählt... Wenn die Krone echt gewesen wäre, was meint ihr wohl...? Weiter ging es dann nicht mit seinen Ausführungen, sondern er sah sich im Kreise um — — lauend. Das Wasser konnte einem im Munde zusammenlaufen, wenn man daran dachte, was für Herrlichkeiten mit all dem Gold zu erstehen waren. Ein ganzer gekochter Schweinskopf, rosig wie Marzipan mit dickem Senf und Pfefferkugeln, und dazu eine blanke Flasche mit Aquavit. Gespickte Hasen und knusprige Gänse schwebten durch die verqualmte Wirtsstube — und Batavia bekam Tränen in die Augen vor Rührung. Das machte all seine eingebildete Wohhablichkeit. „Fette Kapaune“, sagte er, „so wie sie der Sultan in seinem Harem speist — mit Lorbeerblättern und süßem türkischen Wein.“



Aber sein Triumph dauerte nie lange. — Das kam von seinem Namen. Überhaupt dieser Name „Batavia“. „Wer hat dich eigentlich damit ausgeschmückt?“ fragte der blaunasige Bontjehöker, der mit von der Partie um Batavias Tisch war. „Na, seine Mutter natürlich...!“ Sie schmunzelten einander zu; selbst der Leichen-träger, der in seinem schwarzen Habit mit dem Mühlradkragen und seinem grünlichen Käsegesicht hinter dem vom Aalstecher spendierten Grog saß und allen Grund hatte, nun etwas Dankbarkeit zu zeigen, konnte ein Kichern nicht unterdrücken.

Ja, der Namel Über dieses Kapitel hörte der Aalstecher nicht gerne etwas und suchte bei solchen Gelegenheiten nach einem Vorwand, an die frische Luft



zu kommen. Trotzdem die anderen, seine Kumpane, in ihrem Herkommen auch nicht allzu wählerisch gewesen waren, so hatten sie doch ganz gebräuchliche Namen erhalten. Aber Batavia...?

\*

Nach seiner Mutter hieß er Rasmussen und nach seinem Vater mit Vornamen Batavia — und das war so gekommen...

Batavias Vater fuhr auf dem Schiff „Batavia“ nach den niederländischen Kolonien als Matrose und war verlobt, versprochen mit der Jungfrau Christine Rasmussen. Bald sollte die Hochzeit sein — nach eine Reise. Aber das wurde die letzte...!

„Ich will ‚ihn‘ deshalb nach dem Schiff nennen“, sagte Christine, als sie von der Reederei die Nachricht bekam, daß die „Batavia“ nie mehr heimkehren würde.

Christine arbeitete für zwei, und ihr kleiner Junge, Batavia, biß sich durch, diente hier und arbeitete dort. Sein Holzlöffel fischte, wie er sich eben rühren konnte, in fremden Töpfen, und seine Anzüge paßten nie richtig. Seinen Namen aber mußte er von Anfang an immer zweimal sagen — weil jeder fragte: wie?

Nun, trotz aller Fähmisse dieser Welt ist er ein bejahrter Mann geworden, mit grauen Bartstopfeln im Gesicht und mit tüchtigen Kiefern. Und ein Paar Hände hat er, die zupacken können, harthäutig wie Krokodilleder. Er trägt einen Dreizack wie Neptun, perrert und fischt im Sommer im Strom, und zur Winterszeit ist er der Aalstecher an den Eislöchern. Seine Behausung ist ein kleiner Bretterschuppen an der alten Trankocherei, eine wacklige Höhle mit einem blinden Fenster, draußen an der Au im Schlick, dort, wo die Schiffe auf Wasser warten, wenn sie den Hafen anlaufen wollen — und das ist eine gefährliche Stelle zum Wohnen.

Uns passiert es nicht, nach Strandgut zu fahnden, aber Batavia sitzt zwischen den Reichtümern, den vollgespickten Schiffsleibern —, er hat sie jahraus, jahrein vor seiner Nase, und



die Nächte sind dunkel und lang, und Batavia hat sich unter seiner Bettstatt einen Vorratsraum gebaut für die Wintertage. Da verwahrt er sein Strandgut in Dosen und Fässern, gute Sachen, die sich lange halten. „Gaben, die von des reichen Herrn Tische fallen“, sagt er dazu... „Und durch einen Hals muß es doch, und warum nicht durch meinen“, vervollständigt er seinen Satz. Ach, es ist oft genug nichts in der Vorratskammer — und dann greift er auch wohl mal zu einem Kohlkopf, der ihm entgegenrollt.

Aber da kam im vorigen Jahr die Geschichte mit den Weihnachtskarpfen. Eine ganze Schute kam, mit großen Bottichen, bis an den Rand gefüllt mit fetten Karpfen. Der sore Ostwind trieb das Wasser aus dem Hafen, und die Schute saß bei Batavia auf dem Schlick. Der Schiffer der Schute trieb sich in den Gasthäusern der kleinen Stadt herum. „Guck mal mit nach meinem Eimer hinüber“, hatte er zum Aalstecher gesagt, und Batavia guckte in die Bottiche. Er fing das Grübeln an, befühlte die Karpfen. „Fisch ist Fisch“, sagte er zu sich, „die Dinger sterben einem hier unter der Hand weg.“ Er griff zu. „Die Fische sagen nicht, wo sie herkommen“, und er wanderte über Land und bot Weihnachtskarpfen an. Batavia allein konnte rechtzeitig Karpfen liefern, und so fand er in allen Häusern, wo er anklopfte, eine freundliche Aufnahme. Hier und da gab es Kaffee und sogar manchmal einen Kleinen aus der Flasche dazu. Ihm wurde ganz warm, vom Umherziehen, von den vielen freundlichen Worten und den guten Magenwärmern. Ganz übermütig wurde Batavia schließlich und dachte, weil es nun so gut gegangen war, daß alle Menschen wohl nicht ganz so schlimm sind, wie sie sich manchmal zeigen. Auch in der Küche von Polizeijensen, den er sonst immer am liebsten nur von weitem sah, bekam er etwas Warmes, als er seine Karpfen abgeladen hatte. „Ja“, sagte er zu Madame Jensen, „nun ist Weihnachten!“ — und seine Augen glänzten.



Er schlürfte noch eine Tasse Kaffee und trieseelte dann langsam mit seinen leeren Körben zu seiner kleinen Hütte zurück. Er wollte noch ein Auge voll Schlaf nehmen und dann sollte es losgehen mit der Feier. Er hatte gute Geschäfte gemacht und schmunzelte: „'s ist so gut wie die Krone der Seejungfrau. Das wird





wieder ein Weihnachten wie im Vorjahr — vergnügte Stunden im Anker .... Kommt zu Batavia, der hat die Taschen voll....!"

Aber da kam am Weihnachtsmorgen Besuch in seine Hütte. Batavia lag noch auf seiner Strohschütte und faulenzte in den Tag hinein.

Die Tür wurde aufgestoßen. Polizeijensen mit den Kugelaugen suchte im Dämmerlicht in dem ärmlichen Raum umher.

„Rasmussen“, knurrte er, „wo steckst du?“ Batavia war unter die Bettdecke gekrochen und verhielt sich still. Jensens Polizeiaugen hatten sich an das Dunkel gewöhnt und erspähten Batavias großen Zeh, der aus dem Strumpf herausstak.

„Mach' keine Geschichten, Rasmussen! Ich bin es, Jensen! Dienstlich! Ich habe den Helm auf!“

Madame Jensen war böse, als Batavia eingeliefert wurde. „Wo soll ich mit all den Sachen hin?“ fauchte sie ihren Mann, den Polizisten, an. Die Gefangenenzelle war vollgepfropft mit Eingemachtem — Wintervorräte —, es war der beste Platz im Haus für solche Sachen.

Es gab einen mächtigen Spektakel zwischen den beiden und Batavia, der Sünder, stand dabei und wußte auch keinen Rat.

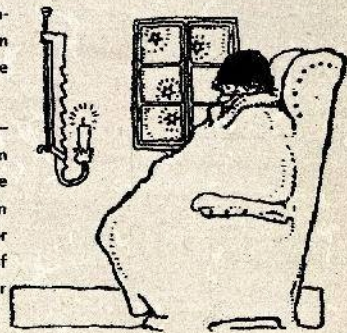
„Bleib hier in der Küche, Rasmussen, bis ich wiederkomme —!“ Damit zog Jensen los, sich nach einem anderen Nummersicher für Batavia umzusehen. Es war gemütlich und warm in der Küche, und draußen rieselte der Schnee in die Weihnachtsluft.



Madam Jensens Kinder steckten neugierig ihre Köpfe durch den Türspalt, um das Wunder Batavia zu sehen. „Es hilft nichts“, schnob Jensen, als er von seinem Gang zurückkam, „er muß auf den Boden. Es hat keiner ein sicheres Loch frei für den Rasmussen.“ So kam Batavia dem Himmel nahe. Die Sterne glitzerten durch die Eislumen des kleinen Fensters dem Christabend entgegen, und leise tönnten liebliche Kinderstimmen die steile Bodentreppe hinauf in die kalte Dachkammer, wo Batavia in einem wackligen Lehnstuhl saß, eingehüllt in einen alten abgelegten Abendmantel von Großmutter Jensen, auf den Knien einen leergeschrapten Teller. „Essen muß er ja, von Amts wegen“, war Polizeijensens Meinung gewesen. „Er hat es nicht verdient“, sagte Madam Jensen, „aber es ist Weihnachten heute“, und so hatte sie einen Teller mit gekochten Karpfen zu dem Gefangenen hineingelangt....

Ein Jahr geht dahin. Junges Grün wird zu saftigem Laub und leuchtet wieder unter der wohligen Sommerwärme in wundervoller Farbenpracht allmählich in den Herbst hinein. Es gibt Hochwasser, und viel Wradkholz treibt an. Alle Hände voll zu tun hat Batavia, um für den Winter zu sorgen und eine warme Stube zu haben. Und dann ist da eine große Kiste angetrieben. Batavia hat die Sache mit den Karpfen vergessen und schleicht mit der Kiste in seine Höhle.

Es sind Weihnachtskerzen in allen Farben — kostbarer Schmuck für reiche Häuser. Aber nun geht Batavia nicht von Haus zu Haus, um die Kerzen an den Mann zu bringen. Er will allein bleiben damit. Er hat sich was ausgedacht, er will ein Fest machen, er will den Himmel auf Erden haben, zwischen Sternen wandern — er will der ganzen Welt damit leuchten.



Die Glocken läuten, und Batavia hat um seine Eislöcher, in denen er nach dem Aal sticht, Kerzen aufgestellt und auf seinem Dreizack stecken die größten, buntesten und nun geht er herum und zündet ein Licht nach dem anderen an.

Er möchte schmunzeln dabei, aber es ist eine kühnhaftige Freude auf seinem Gesicht. Er ist froh und weiß nicht, was mit ihm ist. Er geht im Kreise herum mit seiner Dreizackfackel: Batavias Weihnachten! Die Luft ist voller Gesichter und Gestalten. Aber nun ist er auch der stoppelbärtige Aalstecher und steht über ein Eisloch geneigt. Seine Augen rollen, das alte Aalstecherblut erwacht, der Dreizack blitzt im Lichterschein, und aufzischend verlöschen die Lichter, die daran stecken, im dunklen Eiswasser.

Es wird ihm heiß vor Aufregung. Es zappelt an der Gabel, wie er sie wieder hochzieht — immer neue Beute zieht er zu den Lichtern empor. Es nimmt kein Ende mit den Aalen, bis das letzte Licht heruntergebrannt ist. Ein ganz kleiner Stummel ist noch nach, als er wieder in seiner Hütte ist — damit beleuchtet er seine Beute und läßt sich auf seinen Strohsack nieder. Rings um ihn herum stehen die Aalkörbe, berstend voll mit den Schätzen der Tiefe, herausgezaubert vom Sternenglanz der Lichter. „Weihnachten“, seufzt Batavia, und ein Stern blinkt und glitzert durch das kleine blinde Fenster in der Hütte im Schlick.



## UNSER FELDPPOSTBRIEF



Foto: PK. Cusian (Scherl)

VON UFFZ. HELMUT HOOK

Die Zeit will einfach nicht vergehen. 2 Uhr ist es, ägyptische Finsternis umgibt uns. Weiter nördlich hören wir den dumpfen Knall der Granaten einschlagen. In unserem Bereitstellungsraum hat sich jeder ein Deckungsloch gegraben. An Schlaf ist aber nicht zu denken, alles geht seinen eigenen Gedanken nach, außerdem sind, wie vor jedem Angriff, die Nerven angespannt. Gilt es doch heute eine besondere Aufgabe zu lösen. Ganz schemenhaft liegt der Dnjepr vor mir. Sehen kann ich ihn nicht, noch ist es nicht hell genug. Von Zeit zu Zeit dringt nur das Glucksen des Wassers zu mir herauf. Hier, an dieser Stelle, sollen wir mit Anbruch des Tages übersetzen.

Bei der gestrigen Lagebesprechung wurde uns gesagt, daß der Dnjepr 600 bis 700 m breit sei. Unwillkürlich muß ich an die Übergänge von Pruth und Dnjestr denken. So breit waren die beiden Flüsse nicht, außerdem sind wir da auch nicht mit Sturmbooten übersetzt. Na, es wird schon schief gehen, nördlich bei Kremenschuk sind unsere Kameraden ja auch rübergekommen und haben einen Brückenkopf gebildet, warum sollte es uns nicht gelingen?

Erst 2<sup>00</sup> Uhr! Es will heute aber auch einfach nicht Tag werden. Verdammt kalt ist es hier in der Nähe des Wassers. Ich möchte nur wissen, wo unsere Sturmboote stecken. Nichts ist zu erkennen, aber alles ist seit Tagen bis ins Kleinste vorbereitet. Hat der Russe schon Wind von unserem Vorhaben bekommen? Kaum anzunehmen. In der Nacht sind wir hier am Dnjepr angelangt, gesehen haben kann er uns nicht und gehört hat er uns bestimmt auch nicht.

Als zweite Welle soll ich mit meiner Gruppe übersetzen, auf meine Jungen kann ich mich verlassen, jeder hat schon einige Feuertaufen hinter sich. Der Mond bricht durch die Wolken. Zu sehen ist trotzdem nicht viel, ganz friedlich zieht der Dnjepr zum Schwarzen Meer, fast möchte ich glauben, daß überhaupt kein Krieg ist.

Im Osten bricht der Tag an, es beginnt langsam hell zu werden, lange kann die unheimliche Stille nicht mehr anhalten. Wird der Russe komische Augen machen?!

„Fertig machen!“ Flüsternd geht es von Mund zu Mund, wie ein Aufatmen wirken die Worte. Die Spannung ist gelöst. Gott sei Dank! Alles bleibt noch in den Löchern, erst muß die erste Welle drüben sein, dann runter zu den Booten. Weit ist es ja nicht bis dahin, 30—60 m vielleicht, mehr auf keinen Fall. Fast geräuschlos sind die Boote ins Wasser gebracht worden und schon mit den ersten Mannschaften besetzt.

Da! — Wie auf einen Schlag springen die Motoren an! Genau 3<sup>20</sup> Uhr! Zeit wurde es jetzt aber auch, sonst hätten uns die Russen vom jenseitigen Ufer direkt einsteigen sehen können. Rechts von mir ist die Hölle los. Eine ganze MG.-Kompanie hat den Feuerschutz übernommen und schießt, was die Läufe hergeben. Eine 2-cm-Flak sowie 1-Gs. beteiligen sich auch an diesem Frühkonzert. Wie bei einem Feuerwerk, so fegen die Leuchtspurgeschosse ans andere Ufer und auf eine vorgelagerte Insel, den überraschten Russen unseren Morgengruß bietend.

Da haben wir den Salat. Die russische Artillerie deckt uns ein, sie schießen, was das Zeug hält, dazu haargenau auf unsere Ablaufstelle. Die Boote haben die Insel erreicht und angelegt. Es kommt drüben zu Gefechten, hier und da blitzt es auf, Handgranaten hört man zwischendurch detonieren. Die Schießerei der russischen Artillerie wird auch immer wütender. Wenn nur die Boote bald wieder hier sind. Nach keine 5 Minuten sind verflossen, da kommen sie zurück.

Sprung auf! Marsch, marsch! Alles stürzt sich wie ein geölter Blitz die wenigen Meter bis zum Wasser hinunter, der Granaten nicht achtend, die rechts und links einschlagen. In die Boote rein und wieder ablegen, ist das Werk weniger Augenblicke. Der arme Kerl ist dabei halb ins Wasser gefallen, aber in der Aufregung spielt das keine Rolle mehr. Wie am Schnürchen ging das wieder einmal. Die russischen Brocken orgeln nun über unsere Köpfe hinweg. Hoffentlich hat das bald ein Ende, so ganz ohne Verluste ist es bei uns auch nicht abgegangen. 2 Mann von unserem Zuge sind verwundet. Rasend schnell nähern wir uns der vorgelagerten Insel, dabei stets während der Überfahrt mit einem MG. nach vorne sichernd. Wer beim Einsteigen noch nicht nasse Füße bekommen hatte, hat es jetzt bestimmt nach. Ganz flach ist das Ufer, und um nicht aufzulaufen, muß das Boot einige Meter vorher stoppen. Ist auch vollkommen gleichgültig, nur das war nicht nötig, daß sich G. gleich ganz ins Wasser legt, na, der hat seine Morgentoilette hinter sich. Sind die Stiefel auf einmal schwer geworden, oben kommt das Wasser wieder heraus, dazu dieser ganz feine Sand, der das Laufen schon mit trockenen Schuhen erschwert.

Wo ist die dritte Kompanie? Halb links arbeiten wir uns weiter vor. Sehr unübersichtlich ist das Gelände, überall Sträucher, die dem Feinde gute Deckungsmöglichkeiten bieten. Die MP. schußbereit, ein MG. rechts und eins links von mir geht es weiter, Verbindung mit der 3. Kompanie aufzunehmen.

„Volle Deckung!“ Vorsicht! Gewehrfeuer von halb rechts. Den armen K. hat's erwischt. Laß gut sein, es ist noch einmal glimpflich abgelaufen. Ein Streifschuß im Gesäß ist zwar unangenehm, aber davon stirbt noch keiner so schnell. Außerdem ist es nur eine Fleischwunde. Schimpf nicht so und bleib ruhig liegen, B. macht



Eisiger Wintersturm fegt wieder über die Steppe

PK. Waldl (Scherl)

dir einen Notverband. Wo stecken die Brüder eigentlich? Da! Hinter den Sträuchern, keine 20 m vor mir hat sich eben etwas bewegt! Warte, mein Junge, lange bewegst du dich nicht mehr, einen Feuerstoß mit der MP. hinein! Jetzt fliegen noch einige Handgranaten hinterher. Ein Aufschrei und anhaltendes Stöhnen sagt uns, daß etwas getroffen worden ist. Vorsichtig sichernd nach allen Seiten nähern wir uns. Nichts rührt sich mehr. Zwei tote Russen, die hätten genug. Und weiter geht es in der alten Reihenfolge.

Die Verbindung zur 3. Kompanie ist bald hergestellt, aber viel Arbeit gibt es für uns nicht mehr. Vereinzelt Russen stöbern wir beim Durchkämmen der Insel noch auf. An ihren Gesichtern kann man ablesen, daß sie froh sind, so davongekommen zu sein. Für euch ist der Krieg aus. Unser heutiges Tagesziel wäre damit erreicht. Die MG.s werden zur Sicherung eingesetzt und jeder beginnt jetzt, sich ein Deckungsloch zu graben. Mittlerweile ist es auch schon 9 Uhr geworden und da fällt uns plötzlich ein, daß wir noch gar nicht gefrühstückt haben. Aus dem Brotbeutel schnell einen Kanten, dazu einige Schluck aus der Feldflasche, und schon sind die Lebensgeister erwaht.

Nichts rührt sich am anderen Ufer, mit Ausnahme der russischen Artillerie, die noch immer auf unsere Ablaufstelle schießt. Ganz dicht liegt das Gelände vor mir, nur durch einen schmalen Wasserarm des Dnjepr von etwa 50 m getrennt. Sollte das der ganze Widerstand gewesen sein? Ich kann dem Frieden nicht ganz trauen. Noch hat es keinen Zweck, das jenseitige Ufer zu erreichen, erst müssen die schweren Waffen übergesetzt werden. Wer im Augenblick nicht om

MG. als Wache eingeteilt ist, liegt in seinem Erdloch und holt den versäumten Schlaf nach. So vergehen die Stunden, und trotz schärfster Bewachung des Ostufers mit dem Glas läßt sich keine Feindbewegung erkennen. Ganz friedlich liegt die Landschaft vor mir. Leicht ansteigend geht es auf dem Ostufer bei 2 km Entfernung bis auf schätzungsweise 250 m hoch, ein ideales Gelände zur Verteidigung. Um 17 Uhr kommt ein Melder und halt uns ab. Das Bataillon sammelt. Schlauchboote sind auch nachgekommen, mit denen soll bei Dunkelheit der schmale Dnjeprarm, unser letztes natürliches Hindernis, genommen werden. Zu dumm, daß es jetzt noch zu regnen anfangen muß. Mit anbrechender Dunkelheit kommt Bewegung in unseren Haufen. Immer 5 Mann werden mit einem Boot übersetzt. Wenn nur das Wetter wieder besser werden wollte, ohne Decke und Mantel bei Regen in der Nacht im Freien soll keine rauschende Ballnacht sein.

Jetzt sind wir dran mit dem Übersetzen. Diesmal ging es ohne Taufe ab, man muß es eben häufiger üben. Nachdem alles übergebracht ist, wird ein kampfstarker Spähtrupp losgeschickt, zu erkunden, ob bis zu einem Steinbruch auf halber Höhe das Gelände feindfrei ist. Gewehrweise ziehen wir in Reihe, auch zur Seite weit auseinandergezogen, nach. Kein Schuß fällt bis zu unserem Halt. Wieder geht es ans Eingraben, das gehört nun einmal zum Kriegshandwerk. Warmes Essen ist uns noch versprochen worden. Der Regen hat gottseidank nachgelassen. Zeltbahn frei und damit zugedeckt, so gut es eben geht. Warm ist es gerade nicht, die Sachen sind noch feucht, aber vor Müdigkeit schlafe ich doch ein. Motorengeräusch läßt mich wach werden, lange kann ich noch nicht gelegen haben. Zerstehend erhebe ich mich. Sternklar ist es geworden und über mich kann ich zwei schwere russische Bomber erkennen in Richtung nach Kremenschug. Die Flak ist aber auf dem Posten, schon greifen die Fangarme der Scheinwerfer in den nächtlichen Himmel, lange dauert es nicht und sie haben einen Bomber im Lichtkegel, Leuchtpurmunition schwirrt nach oben, ein schönes Bild. Das war bestimmt ein Treffer, der Bomber brennt, außerdem scheint es mir, als ob er auch an Höhe verliert. Richtig, mit zunehmender Geschwindigkeit schießt er fast senkrecht nach unten. Noch immer schießt die Flak danach. Eine riesige Stichflamme, später ein dumpfer Knall zeigen an, daß der Bomber aufgehört hat zu existieren. Lange dauert es auch nicht, da überfliegt mich noch ein Bomber in Richtung Südosten, dem ist die Luft anscheinend doch zu dick geworden.

Um 1½ Uhr nachts kommen die Essenholer mit den Kanistern. Alles ist sehr schnell munter und kommt taumelnd und verschlafen aus den Deckungslöchern. Seit 36 Stunden das erste warme Essen. Genau weiß ich es nicht mehr, aber dreier oder sogar viermal habe ich mir auch Essen geholt. Nach dieser Stärkung wieder rein ins Loch und versucht, noch ein Auge zuzumachen. 3¼ Uhr ist allgemeines Wecken. Schnell ist die Zeltbahn gerollt und das Koppel umgeschallt. Mit zunehmender Helligkeit gehe ich mit meiner Gruppe wieder zur 3. Kompanie, der ich unterstellt bin. Kaum angelangt und beim K.-Chef gemeldet, treten wir auch schon zum Angriff an. Ganz am linken Flügel gehen wir weiter zur Höhe hinauf.

Noch keine 200 m haben wir zurückgelegt, als uns der Russe mit wütendem Gewehr- und Granatwerferfeuer empfängt.

Also doch! Ich konnte es einfach auch nicht glauben, daß er den Dnjepr so schnell preisgeben würde. Ein schweres Stück Arbeit steht uns noch bevor. Der Feind hat den unerhörten Vorteil, aus erhöhten Stellungen wirken zu können, von

überall her kann er jede Bewegung von uns erkennen, außerdem sitzt er in fest ausgebauten Stellungen. Aus allen Himmelsrichtungen schießt es, manchmal habe ich fast den Eindruck, als säße er sogar im Rücken von uns. Mit kurzen Sprüngen und robbend arbeiten wir uns Meter für Meter vorwärts, jede Deckung ausnützend. Keine 100 m vor mir sehe ich einen Russen in Anschlag gehen, ein kurzer Feuerstoß aus dem MG. meines Schützen befördert ihn ins Jenseits. Von rechts aus der Flanke schießt es auch noch zu uns herüber. Hat da nicht einer aufgeschrien? Was ist los? R., ein Melder von mir, hat einen Knieschuß erhalten. Da! — Noch einmal, wen hat es nun erwischt? Unteroffizier N., auch ein Beinschuß. Immer hörter und verbissener wird der Kampf. Nur noch ganz flach am Boden kriechend können wir uns vorwärts bewegen, sobald der Russe auch nur einen Rockzipfel erspäht, ist der Segen gleich da. Das Gelände gibt uns aber auch so gut wie keine Möglichkeit zur Deckung. Unsere Artillerie greift jetzt auch in den Kampf ein. Mit gut liegendem Breitenfeuer wird der Höhenkamm belegt. Das verschafft uns etwas Luft. Da oben in der Strauchreihe hat sich der Russe fest eingemistet. Mit kurzen Sprüngen können wir uns im Feuerschutz unserer Artillerie weiter vorarbeiten. Meine Kehle ist vollkommen ausgetrocknet, die Zunge klebt am Gaumen und wie rasend hämmert der Puls. Zum Trinken ist jetzt keine Zeit, erst muß der Graben vor mir erreicht sein. Wieder ein kurzer Sprung und volle Deckung. Es war auch höchste Zeit, dicht über mich hinweg jagt eine MG.-Garbe. Robbend im Schutze einer kleinen Bodenerhebung arbeite ich mich die restlichen Meter vor. Vollkommen ausgepumpt falle ich in den Laufgraben. Nach und nach kommen meine Leute auch ran. Eine kurze Atempause und ein tiefer Schluck aus der Flasche wirken Wunder. Nachdem alle bis auf die zwei Ausfälle da sind, gehen wir links ausholend im Graben weiter zur Höhe. Der Hauptwiderstand scheint jetzt auch gebrochen. Unsere Artillerie hat den Russen das Leben doch sehr sauer gemacht. Vereinzelt knallt es noch rechts und links, aber wir kommen gut vorwärts.

Eine tiefe Mulde nimmt uns auf, hier hat der Russe keine Einsicht. Granatwerfer werden hier in Stellung gebracht, um die letzten Nester auszurauchern. Weit auseinander gezogen gehen wir weiter. Die Höhe haben wir fast erreicht. Links von mir ist ein Getreidefeld, aus dem russische Überläufer kommen. Was haben die vor, weshalb sehen sie immer so ängstlich nach hinten? Ist das denkbar? Wirft doch da ein Russe aus dem Getreidefeld mit Handgranaten auf seine eigenen Kameraden. Atemlos kommen die ersten bis auf unsere Höhe. Die Angst ist ihnen an den Gesichtern abzulesen und nur ein Wort bringen sie hervor: „Kommissar!“ Wir sind im Bilde. Granatwerfer schießen sich auf das Feld ein, daß kein Halm stehen bleibt. Weiter vorgehend stoßen wir auch auf keinen Widerstand mehr. Die Höhe ist erreicht und wir können sehen, wie der Russe hier eingeschanzet war. Kriegsgeräte aller Art liegen überall zerstreut herum. Unsere Artillerie hat hier schwer aufgeräumt. Das beweisen auch die vielen toten Russen, kein schöner Anblick für sentimentale Gemüter. Im Hintergrund der Dnjepr. Daß der Russe diese Stellungen aufgegeben hat, fast möchte ich es nicht glauben. Auf Kilometer konnte er von hier aus jede unserer Bewegungen verfolgen. Jetzt beziehen wir die ausgeworfenen russischen Stellungen, nur mit dem Unterschied, daß unsere Läufe jetzt nach Osten gerichtet sind, um einem eventuellen Gegenangriff entgegenzutreten zu können. Ein schweres Stück Arbeit liegt hinter uns, aber jeden durchzieht ein stolzes Gefühl, mit dabei gewesen zu sein. Der Brückenkopf ist fest in unserer Hand, hier kommt kein Russe mehr durch!

# DAS MÖLDERSUED

TEXT UND MUSIK IST VON HERBERT HOCHKEPPEL



im Kühnen u. tapferen Flieger steigt hoch in die Lüfte emp. Bisher war er jedesmal  
 Sieger, er kam den Andern zuvor! - Obast Mölders ist es, der tapfere Held,  
 welcher den Tommy nun jagt, er hat's Gegner zum Kampfe gest. wenn's auch n. b.  
 komet. er hat schon gegen's Kampfe gestellt, wenn's diesem auch n. behaget.

**E**IN KÜHNER UND TAPFERER FLIEGER  
 STEIGT HOCH IN DIE LÜFTE EMPOR.

BISHER WAR ER JEDEMAL SIEGER,  
 ER KAM DEN ANDERN ZUVOR.  
 OBERST MÖLDERS IST ES, DER TAPFERE HELD,  
 WELCHER DEN TOMMY NUN JAGET.  
 ER HAT SEINEN GEGNER ZUM KAMPFE GESTELLT,  
 WENN'S DIESEM AUCH NICHT BEHAGET.



**U**ND ALS DANN DIE SCHÜSSE SO KRACHTEN  
 AUS SEINEM MASCHINENGEWEHR,

DAS IMMER DIE SIEGE EINBRACHTE,  
 FLOG SCHON EIN TOMMY INS MEER.  
 OBERST MÖLDERS IST ES, DER TAPFERE HELD,  
 WELCHER DIE FEINDE VERTREIBET.  
 ER JAGET DEN TOMMY, WIE'S IHM NUR GEFÄLLT,  
 BIS KEINER MEHR ÜBRIG BLEIBET.



**M**IT DEM KOMMODORE WIR FLIEGEN  
 IM KAMPFE BEITAG UND BEI NACHT.

WIR WERDEN AUCH WEITERHIN SIEGEN,  
 BIS UNSER ENDSIEG VOLLBRACHT.  
 OBERST MÖLDERS IST ES, DER TAPFERE HELD,  
 ER IST DER KÜHNE JAGDFLIEGER.  
 ER HAT SEINEN GEGNER ZUM KAMPFE GESTELLT,  
 ER IST UND BLEIBET DER SIEGER.



# Die schwarzen Bären jagen Timoschenko

Von Oberleutnant Günther Heysing

PK., Juli 1942.

Es besteht eine alte „Zuneigung“ einer bestimmten deutschen Panzer-Division, die das Zeichen ihrer Heimatstadt, einen schwarzen Bären, in ihrem Wappen als taktisches Zeichen führt, zu dem bolschewistischen Marschall Timoschenko.

An der Spitze marschierte damals die Bären-Division als Sturmbock der Armee, und es trug sich, als sie das ukrainische Landstädtchen Starodub erreichten, folgendes im Kriege verhältnismäßig ungewöhnliche Ereignis zu, das heute ruhig erzählt werden kann.

## Fernsprechverbindung mit Timoschenko.

Die Vorausabteilung der Bären-Division hatte Starodub in Besitz genommen. Die Bolschewisten hatten nicht einmal Zeit gehabt, nach bewährter Methode vor ihrem Rückzug alles anzuzünden.

Bald schon fühlten sich die Panzertruppen in Starodub, dessen Bevölkerung nach wenigen Stunden die Scheu vor den Deutschen überwunden hatte, ganz wohl. Das Städtchen wurde kurze Tage für die Spitze der Division zur kleinen Garnison, bis sich der größte Teil der Kolonnen durch die Sandwüsten von Rosslawi her durchgewühlt hatte und es wieder weitergehen konnte.

Als die Spitze der deutschen Truppen in Starodub einrückte, kümmerten sich die Nachrichtensoldaten natürlich sofort um die noch vorhandenen Fernsprecheleitungen, um etwa noch bestehende Verbindungen zum Feinde hinüber zu zerstören. Ein Gefreiter, der oben an einem Telegraphenmast die Leitungen durchschnitt, merkte bei einem zufälligen Abhören, daß auf einer Leitung noch Fernsprechbetrieb von den Bolschewisten geführt wurde. Es wurde also schnell ein Dolmetscher geholt, der nun gleichfalls am Pfahl hochklettern mußte und oben beim Abhören feststellte, daß es sich zweifellos um militärische Gespräche handelte. Auf der Post des Ortes war dann bald die entsprechende Leitung und Klappe herausgefunden, und die Führung der deutschen Truppe konnte sich bestens über alles das informieren, was die Gegenseite plante.

Da das Amt in Starodub selbst auch dauernd von allen möglichen Stationen angerufen wurde, meldete sich schließlich der Dolmetscher selbst und empfing erst einmal von einem unbekanntem hohen Sowjetoffizier einen grausigen Anpliff, weil er solange geschwiegen hätte. Aber der Dolmetscher blieb die Antwort nicht schuldig und erklärte dem Oberbolschewisten, er sei der Unterleutnant Mirow und habe soeben erst wieder die Deutschen aus Starodub vertrieben. Seine Streitmacht zähle 20 Mann und eine Batterie. Das wurde auch auf der Gegenseite geglaubt, und schon am Abend konnte man beim Abhören des bolschewistischen Wehrmachtberichtes hören, daß Starodub von einer tapferen eigenen Truppe wieder den Deutschen entrissen worden sei, was gleichzeitig einen netten Einblick in die Zuverlässigkeit des sowjetischen Heeresberichtes gibt.

Die direkte Fernsprechverbindung zu den Sowjets wurde natürlich von dem in Starodub liegenden deutschen Brigadestab bestens ausgenutzt, und es gelang trotz aller Decknamen-Geheimhaltung auf der anderen Seite doch herauszu-

bekommen, in welchem Orte höhere bolschewistische Stäbe lagen und vor allem, wo ein bolschewistisches Oberkommando und der Artilleriestab der Timoschenko-Front untergebracht waren. Da auch auf deutscher Seite die Fernsprecherverbindungen glänzend funktionierten, konnte dann am folgenden Tage sozusagen durch den Fernsprecher der Besuch deutscher Stukas in den jeweiligen bolschewistischen Oberkommandos miterlebt werden. Außerdem gelang es, zahlreiche Timoschenko-Befehle abzuhören und sich selbst tagelang die feindlichen Flieger in Starodub vom Halse zu halten, da die Gegenseite immer noch annahm, daß dort die eigene Truppe stände.

Wenn der Dolmetscher einmal von der Gegenseite etwas gefragt wurde, worauf er nicht gleich eine Antwort wußte, dann markierte er schnell Störung und erkundigte sich inzwischen bei seinem Kommandeur, was er antworten sollte. Er rief dann von sich aus drüben wieder an, wobei es ihn nicht weiter erschreckte, wenn er plötzlich als „Faschistenschwein“ und „Nazispion“ bezeichnet wurde, denn er hatte durch Abhören des übrigen bolschewistischen Sprechverkehrs gemerkt, daß diese Verdächtigungen und Anwürfe durchaus üblich zu sein schienen. Er beteuerte nur seine Unschuld und gab im gleichen Tonfall zurück, worauf dann der Timoschenko-Generalstab zu weiteren Auskünften gern bereit war. Erst nach zwei Tagen ist dann den Bolschewisten scheinbar ein Licht aufgegangen, sie haben von sich aus die Verbindung durchschnitten, und der Frontstab des Sowjetmarschalls war nicht mehr zu erreichen. Timoschenko hatte sich damals gerade noch vor der liebevollen Umarmung der schwarzen Bären retten können.

#### Mit Vorsprung auch diesmal wieder entwischt.

Auch beim Verfolgungsrennen auf den Don zu trabten die schwarzen Bären wieder brummend, mit ihren Tatzen handfeste Ohrfeigen austeilend, an der Spitze einer deutschen Armee. Wieder sollten sie überraschend in engere Verbindung mit dem gefeierten bolschewistischen Marschall kommen, der nur mit einem Tag Vorsprung vor den deutschen Panzern entwischen konnte. Am 6. Juli rückte die Spitze der deutschen Truppen auf Rossosch zu. Wieder stand die Eroberung eines kleinen sowjetrussischen Landstädtchens bevor. Außerdem war der Vorausabteilung die Bildung eines Brückenkopfes über die Kalitwa, einem kleinen rechten Nebenfluß des Don, befohlen. Ganz programmäßig rückte auch die Spitze, bestehend aus einer Schützenpanzerkompanie, einer Kradgeschützenkompanie und einer Batterie, in Rossosch ein. Dahinter folgte dann gleich der deutsche Panzergeneral mit seiner Führungsstaffel.

Hinter der Staffel des Generals waren auch die Troßfahrzeuge der vorausgeführten Schützenkompanie und der Batterie in das Städtchen eingefahren und parkten ganz friedlich auf dem Marktplatz. Die Landsr versuchten mit den eingeschüchterten Bewohnern des Städtchens Verbindung zu bekommen, indem sie den Zivilisten winkten und von ihren Lastwagen russische Bracken, die sie inzwischen gelehrt haben, zuriefen. Die Köche an den Feldküchen brühten den Morgenkaffee für die kämpfenden Kompanien im Brückenkopf, denn man war heute schon vor Sonnenaufgang ohne Frühstück aufgebrochen, oder sie trafen schon Vorbereitungen für das Mittagessen. Das wurde plötzlich das Idyll durch das Vorbeifahren einiger Lastwagen und Kradfahrer gestört: „Feindliche Panzer!“

Diese plötzliche Schnelligkeit bei alten Ostkämpfern, die doch sonst immer bemüht sind, alles in gemessener Ruhe an sich herankommen zu lassen, zeigte den Kraftfahrern der Generalstaffel und den Männern in den Feldküchen, daß wirklich eine Gefahr drohe. Sie stürzten also zu ihren Kraftwagen und warfen die Motoren an, und da war auch zu weiteren Überlegungen keine Zeit mehr.

Man konnte auch nicht mehr daran denken, den General zu warnen, der zu Fuß vorgegangen war, um sich vor der Lage selbst ein Bild machen zu können. Jetzt ging es mit einem Male ums nackte Leben, denn keine 150 m entfernt donnerte mit gewaltigem Rasseln seiner Gleisketten ein bolschewistischer Panzer T 34 heran. Es begann eine wilde Jagd, die für einen unparteiischen Beschauer eigentlich sehr komisch gewesen sein muß. Die Kübelwagen der Generalstaffel wetzten voraus, von mindestens 10 dampfenden Feldküchen gefolgt. Hinter ihnen her donnerte der Stahlkolob. Nach alter Art der Hasen schlug man also, so oft es ging, also hinter jeder Straßenecke, einen Haken.

Die wilde Jagd fand erst ein Ende, als der Panzer eine Straßenecke verpaßte und geradeaus weiterfuhr. Dabei erlitt ihn sein Schicksal. Er wurde von einer leichten Feldhaubitze abgeschossen. Wür er nun der einzige Feindpanzer in Rossosch gewesen, so wäre ja nun alles wieder in bester Ordnung, und man hätte sich in Ruhe wieder zum Marktplatz begeben können. Aber da noch drei weitere Ungetüme in den engen Straßen herumdonnerten, so wurde die wilde Jagd so lange fortgesetzt, bis auch diese drei endlich erlegt waren. Eigene Verluste hatte dieses ganze Unternehmen nicht gekostet.

Aber nach dieser Aufregung gab es immer noch keine Ruhe, denn plötzlich fingen sämtliche Maschinengewehre in der Umgebung an zu knattern. Drei Sowjetflugzeuge, etwa unserem Fieseler Storch vergleichbar, die den Kurierverkehr zwischen den Sowjetstäben durchführen, erschienen plötzlich 10 Meter über den Häusern und suchten nach dem Flugplatz, wahrscheinlich in der Annahme, daß in Rossosch noch bolschewistische Streitkräfte seien. Zwei von den Vögeln, die wegen ihrer Primitivität von unseren Landsm „Nähmaschinen“ genannt werden, und zu denen die bolschewistischen Soldaten „Primuskocher“ sagen, wurden abgeschossen.

Nun, meinte man, könnte endlich Ruhe eintreten, aber da war inzwischen aus den zahlreichen eingebrachten Gefangenen folgendes in Erfahrung gebracht worden:

Marschall Timoschenko ist mit seinem Stabe gestern früh hier abgerückt — und das war nun für die schwarzen Bären die größte Sensation des Tages, denn die Gefangenenaussagen und der Besuch der Veterinärsschule, in der das Haupt-



Infanterie in schwierigem Kampfgebiete

Foto: PK. Welzer (Sch.)

quartier des bolschewistischen Marschalls untergebracht war, erbrachten manch aufschlußreichen Einblick. Es wurde bekannt, daß Timoschenko seinen Stab von Waluki am Oskol nach Osten bis nach Bossosch zurückverlegt hatte und daß er nun auch von hier mitten zwischen seinen flüchtenden Truppen über den Don bei Belajori unweit Pawlowsk weiter ausgewichen war.

Man erfuhr, welche große Bestürzung die neue deutsche Offensive ausgelöst hatte und daß der Befehl zum großen Rückzug schon an dem Tage eintraf, als deutsche Truppen im kühnen Ansturm die Stellungen wieder erreicht hatten, die sie zu Beginn des Winters zur Begrüdigung der Front zeitweise aufgegeben hatten. Hieraus konnte wohl ersehen werden, daß der Feind trotz des zahlreichen amerikanischen Kriegsmaterials an Lastwagen, Flugzeugen und Panzern sich recht schwach fühlte und nur durch eiligen Rückzug einem neuen gefährlichen Kesseltreiben der deutschen schnellen Truppen und der Infanterie zu entgehen hoffte. Es wurde weiter bekannt, daß der Frontstab Südwest Timoschenkos in ständiger Angst vor den deutschen Flugzeugen lebte und besonders mit den Sturzkampfflugzeugen der deutschen Luftwaffe solche schlechten Erfahrungen gemacht hatte, daß in der Nähe der Unterkunft des Sowjetmarschalls stets tiefe bombensichere Unterstände angelegt wurden. Auch bei der Flucht über den Don hatte der bolschewistische Marschall wieder bei all seinem Pech doch noch etwas Glück entwickelt, denn er selbst kam noch gerade über die Strombrücke hinüber, die gleich hinter ihm von deutschen Kampfflugzeugen zerschlagen wurde. Der gesamte Troß des Stabes mußte mit Prähmen umgesetzt werden. Interessant war auch, was persönlich von dem gefeierten Marschall Stalins, dem Helden der Sowjetunion, erzählt wurde, der niemals, wie es die deutschen Generäle und Heerführer alle tun, in die vorderste Linie fährt, sondern sich stets recht weit vom Schuß hinter dem dreifachen Ring einer GPU-Sicherung aufhält — oder darf er sich vielleicht nicht so weit nach vorne aus der Aufsicht der GPU. entfernen?



In Feldstellungen vor Sewastopol

Foto: PK. Häble (Sch.)

# Ein königlicher SPASS

Erzählt von

Günter Starck, Lagermannschaftsführer.

KLV.-Lager Schloß-Loham, Post Mariaposching (Kreis Bogen) Bayerische Ostmark.

Wohl keinem Landser dürfte die Lösung der Rätselfrage: „Sehnsüchtiger Soldatenwunsch mit sechs Buchstaben und auf U beginnend“ allzu große Schwierigkeiten machen. Und dergleichen gibt es zuweilen noch tatsächlich. Auch Clemens, unser Batteriekoch, fuhr eines Tages in Urlaub.

Er ist in seinem Fach, wie unser bewundernder Schnack lautet, zwar ein „bestens herausgebrachter“ Mann, und nur er allein erfind ja schließlich auch unser einzigartiges Staatsgericht, den „Zerhackten Ferdinand“ — eine geradezu sagenhafte Gulaschzubereitung mit Nudeln und sehr vielen Zwiebeln; aber sonst ist der Gute ein gar schweigsamer Kriegsmann, der nicht übermäßig viel sagt und sich im Kameradenkreis zumeist still im Hintergrunde hält.

Jedoch! Wenn einer eine Reise tut, dann kann er viel erzählen, und wenn einer nach Jahr und Tag einen allgewaltigen Urlaub hinter sich brachte, hat er bestimmt eine ganze Handvoll erlebt und zu berichten. So kam es denn auch, daß Clemens auf der öden Rückfahrt sein Herz mehr als es bei ihm gewöhnlich üblich war, öffnete. Er hatte gleich an der Grenze den König der Selbstrasierer getroffen, der wegen seiner nie erreichten militärisch einwandfreien Rasur mit dieser nicht alltäglichen Benamung vom Spieß bedacht worden war, und der im übrigen bei demselben Haufen Dienst tat. Besagter König war wohl stets recht stoppelbärtig anzusehen, aber sonst ein sehr pfiffiger und gewitzter Knabe, dem der Schalk aus allen Knopflöchern schaute. Funker war er beim Einsatz und gleichzeitig Verwalter des drahtlosen Geräts. — So kam man also ans Erzählen und Zeit genug war dazu, weiß der Himmel, während der sturen Expedition auch ausreichend vorhanden. Der König der Selbstrasierer hatte im Urlaub natürlich Tod und Teufel erlebt, und das war eigentlich auch bei ihm nicht anders zu erwarten gewesen. Aber — wie schon gesagt — während der tagelangen Reise durch das wintertrübe Land ließ der sonst so trübe und schweigsame Clemens sich mit seinen Berichten aus goldener Urlaubszeit auch nicht lumpen. Er war erst daheim in seinem stillen Dorf in Holstein gewesen, aber dann hatte ihn die Sehnsucht in seine und der Kameraden Friedensgarnison, eine benachbarte Großstadt, getrieben. Da gab es immerhin einen Mordsklimbim und mancherlei Abwechslungen und Lustbarkeiten für einen Landser plus Urlaubsschein.

Guck an, dachte sich der König der Selbstrasierer und strich gemächlich über sein Stoppelfeld, stille Wasser sind oft tief. Aber er, der Pfiffikus und Spaßmacher, kannte ja auch ganz gut die alte Garnison, hörte sich Clemens' Erzählungen genau an und fragte wohl auch nach dieses und jenes, den Erfinder des „Zerhackten Ferdinands“ dadurch nur noch zu eingehenderen Schilderungen anspornend. Als die lange Fahrt endete, da war er tatsächlich haargenau über die Urlaubserlebnisse seines Kameraden im Bilde. — Die beiden kamen wieder zur Batterie zurück. Bereits am Abend saßen sie im Kreise der Kameraden in einem ganz angängigen und vor allen Dingen knallwarmen Quartier beieinander. Es wurde eine von den

herrlichen Zusammenkünften, bei denen man sich nach des Tages Mühen gewaschen und mit gut gefülltem Kriegerbauch einige wohlverdiente und unerhört gemüthliche Stunden gönnt. Ein Radio schmetterte Tangos, Walzer und Foxtote in den Raum und — Donner und Doria — es waren heute sogar einige der beliebtesten feistliebigen Pullen aus Frankreich mit dem beliebten „Wehrmachtsüberdruck“ vorhanden.

Die beiden Urlauber waren natürlich Mittelpunkt. Aber zum Mittelpunkt eignete sich unser Clemens bekanntlich kein bißchen. So mußte der König der Selbstrasierer allein seine Erlebnisse auspacken. Gründlich, sehr gründlich tat er das, und die staunend lauschenden Männer kamen dabei durchaus auf ihre Kosten. Viel Gelächter gab es in der Runde. Ja, der alte Erzasierer konnte schon erzählen und Stimmung machen. Clemens aber saß still am Ofen, rauchte eine besinnliche Pfeife und sagte rein gar nichts.

Später am Abend ging der Selbstrasierer noch einmal weg. Wie er sagte, wollte er den Kameraden in einer benachbarten Panjebude einen Besuch abstatten. Die Zurückbleibenden gingen zum Kartenspiel über oder lauschten den Klängen der Musik aus der fernem Heimat. Dann kamen die Spätnachrichten und die hörten sich alle an. Nach dem Wehrmachtsbericht — man wollte eigentlich schon wieder zu den Karten greifen — als der Sprecher noch zwei wichtige lokale Durchgaben ankündigte. Und da von Polizei und ihrer vertrauten Garnisonstadt die Rede war, bremsten sie ihr Spielgelüste noch ein Weilchen. „Ferner“, fuhr der Radiomann fort, „wird ein des fortgesetzten Heiratsschwindels für dringend verdächtig gehaltener Mann namens Clemens gesucht. Clemens trieb sein verbrecherisches Unwesen auch in unserer Stadt und suchte, wie jetzt festgestellt wurde, während dieser Zeit auch häufig und stets in Begleitung anderer weiblicher Personen das hiesige Lokal „Blaue Kugel“ auf. Bei dem Gesuchten handelt es sich um einen besonders gerissenen Schwindler, der unter anderem auch in Artilleristenuniform . . .“

Längst war Clemens nun Mittelpunkt der Versammlung geworden. „Die meinen mich“, stammelte er, wurde erst knallrot und dann kreidebleich. Alle sahen voller Bestürzung auf Clemens, der vor Schreck am liebsten in den Boden versackt wäre. Zwar handelte sich dies alles um ein Mißverständnis, einen unverständlichen Irrtum, aber immerhin. — Mein Gott, was nun, Clemens war vor lauter Überraschung und Schreck ratlos.

Währenddessen ging der Radiobereich weiter und endete in der bei solchen Gelegenheiten üblichen Weise: „sachdienliche Meldungen . . .“

Was nun? Stumme Verständnislosigkeit ringsum. Clemens, der Schweigsame, mußte nun wohl oder übel reden, erklären, seine selbstverständliche Unschuld beweisen. Aber da sagte schon einer der Kameraden: „Los, Clemens, hin zum Alten, damit sie dich nicht erst noch holen kommen. Der Chef hört ja auch die Nachrichten.“

Just in diesem Augenblick noch völliger Ratlosigkeit und Verwirrnis tat sich die Türe auf und ein johlender Haufen Landser von nebenan, von dem König der Selbstrasierer geführt, stürmte in die Bude. Als sie zum Überfluß noch das betretene Schweigen der Runde und Clemens bemerkten, drohten sie vor gewaltigem Gelächter schier zu bersten. Einen Heidenspaß hatte der Selbstrasierer ihnen wieder mal verpaßt, ha, ha, ha.

Und alsbald klärte sich alles auf und fand befreiende Lösung in einem wahrhaft orkanartigen Gewiehere des gesamten Haufens. Der König der Selbstrasierer war nicht umsonst Nachrichtenmann und Funker und es war für ihn kein besonderes Kunststück gewesen, sich mit Hilfe eines Mikrophons aus dem Nachbarhaus in die Sendung einzuschalten.



# RUNEN

VON GERHARD DABEL

Zeichnungen: Hans Kuhn

Erst sehr spät im Vergleich zu den anderen Kulturvölkern hat der nordische Mensch das Schreiben gelernt. Als die germanischen Volksstämme um die Zeitenwende vor zweitausend Jahren in wechselvollen Kämpfen das römische Weltreich zerbrachen, lernten sie neben vielem anderen auch die Kunst des Schreibens.

Bis dahin hatte man im germanischen Raum alles, was der Überlieferung wert war, mündlich weitergegeben von Generation zu Generation. Die Sänger und älteren Frauen waren die lebendigen Geschichtsbücher, welche die Fülle von Sagen, Erzählungen und Liedern von Hof zu Hof brachten.

Als nun zurückkehrende Krieger und Stämme die Kenntnis der lateinischen und griechischen Buchstaben mitbrachten, fanden sich bald Männer, die eine arteigene Schrift fertigen wollten. Dieses fiel ihnen gar nicht so schwer, denn seit Urzeiten waren den Germanen Zeichen zu eigen, welche bis auf den heutigen Tag Runen heißen. Runen, die „Rauenden“, waren heilige Sinnbilder, die auf „Buchenstäbe“ eingeritzt den Seherinnen zu kultischen Zwecken dienten. Jedes Zeichen hatte seine tiefe Bedeutung, so wie das Hakenkreuz das Symbol der Sonne ist, so gibt zum Beispiel die Thurs-Rune (th) das Zeichen des Riesen an. Die Kunst der Runenkundigen war es nun, aus dem Zusammenfallen der einzelnen Buchenstäbchen kommendes Schicksal für einen einzelnen oder das ganze Volk vorauszubestimmen.

Da die Zeichen zumeist auf Holz eingeschnitten wurden, mußte auch ihre Zeichnung möglichst gerade sein, ohne viel Bogen oder Krümmungen aufzuweisen. Eckig, gerade und doch von wunderschöner Form sind sie uns bis auf den heutigen Tag bekannt.

Diese alten Heils- und Schicksalszeichen wurden nun seit der Zeitenwende als Schrift benutzt, das heißt, man gab unter Anlehnung an das lateinische Alphabet jedem Laut ein Runenzeichen. Interessant ist hierbei, daß die Germanen die Reihenfolge des Alphabets nicht einhielten, sondern mit F, U, TH, A, R, K, G, W, H usw. begannen, weshalb auch nicht von einem Runenalphabet, sondern von dem Runenfuthark gesprochen wird.



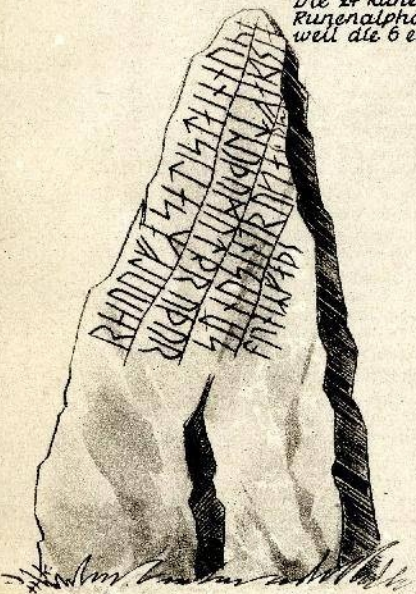
\*PLARSPIZTE  
MIT RUNEN  
(LURM)





V N Þ F R < X Þ N T I H  
 f u t h a r k g w h n i j  
 L K Y Z T B M M T O R M  
 ? p æ s t b e m l n g o d

Die 24 Runen, die das älteste germanische Runenalphabet darstellen, „Futhork“ genannt, weil die 6 ersten Runen so heißen.



RUNENSTEIN AUF FÜNEN

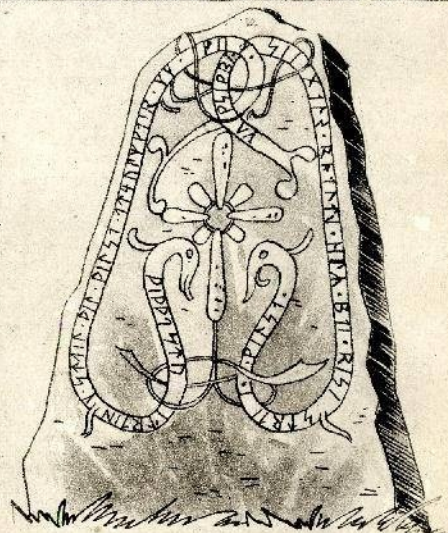
Mit dieser Runenschrift sind nun im Laufe der ersten zehn Jahrhunderte nach der Zeitenwende viele Waffen, Gedenksteine, Häuserbalken und Schmuckstücke beschriftet worden. Da sie, wie oben erwähnt, meist auf Holz angewandt wurde, ist heute hiervon nicht mehr viel erhalten, nur was auf Metall und Stein eingeritzt wurde, ist uns noch zugänglich.

Durch den Einfluß des Christentums wurden die Runen mit allen anderen germanischen Heiligtümern vernichtet. Doch im Volke leben sie weiter, wenn auch meist abgewandelt und verändert, denn noch heute macht der niedersächsische Bauer auf seinen Gerätschaften Kerbzeichen, die sogenannten Hausmarken, welche nichts anderes sind als die alten Runen.



Mit dem deutschen Wiedererwachen aber waren auch plötzlich die Runen wieder da. Und zwar nicht als Schriftzeichen, denn da konnten sie die große Entwicklung der lateinischen Buchstaben nicht mehr nachholen, sondern in ihrer ursprünglichen Form als symbolische Zeichen unseres Volkes.

Hakenkreuz, Sigrune, Tyr-rune (t), Lebensrune (z), Todesrune und alle anderen Runen sind heute wieder Allgemeingut und werden auf ewig verknüpft sein mit dem Schicksal unseres Volkes.



RUNENSTEIN AUS UPLAND

RUNEN HALTEN UND HAFTEN  
 DIR SCHUTZEND DEN SCHILD,  
 SOLANGE DU SELBER HAFTEST  
 UND HAELTST FEST AN DEINEM  
 VOLKE

ALLEM  
WAFFEN-  
SPRUCH



ZAHLENZEICHEN:

1	2	3	4	5	6	7	8	9
7	1	1	Y	4	4	7	4	9
10	20	30	40	50	60	70	80	90



# STRASSBURGS HEIMKEHR

VON PETER OSTEN

Auf dem Münsterplatz in der alten und schönen Stadt Straßburg hält ein Radfahrzeug. Er ist als erste deutsche Truppe in die von den Franzosen geräumte Stadt eingerückt. Schon weht vom Münsterurm herab die Hakenkreuzflagge. Ein Feldwebel des Zuges hat sie sofort gehißt. Er tat es mit freudigem Herzen und voller Stolz, denn es war der Sohn eines im Jahre 1918 aus dieser schönen Stadt vertriebenen Postrates. Froh begrüßten auch die untenstehenden deutschen Soldaten das Banner ihres Sieges. Ja, Straßburg war wieder deutsch und würde es nun für alle Zeiten bleiben. Straßburg, ein Name, der immer fest im deutschen Leben stand und in deutschen Liedern besungen wurde. „Nun sind wir wiedergekommen“ so schreibt der Schütze Wilkens an seinen Freund in der Heimat, „leer und öde lagen die Straßen bei unserem Einmarsch. Wo wir aber auf Elsässer trafen, wurden wir freundlich begrüßt. Die Alten schüttelten uns frohbewegt die Hände. Sie erzählten aus ihrer Weltkriegszeit und die Jungen berichteten von ihrer Sehnsucht nach dem Reich“. Wir wußten, daß auch wir einmal heimkehren würden, sagten sie. Frauen und Männer überschütteten uns mit Lebensmitteln. Wir mußten auf offener Straße den Wein des Elsaß trinken. In ganz Straßburg war nur ein Gasthof auf, denn nur wenige Menschen waren in der Stadt verblieben. Aber hier in diesem Gasthaus durfte kein deutscher Soldat etwas bezahlen. Das hätten Wirt und die einheimischen Gäste nie zugelassen.

Wir machten nachher noch einen Bummel durch die Stadt. Leer und verlassen lagen die breiten Straßen und Plätze. Auch in schmalen und einzelnden Gassen war kein Leben. Überall waren Fenster und Türen verschlossen. Die Bevölkerung hatte sich, wahrscheinlich durch die unsinnige französische Hetze veranlaßt, vor uns geflüchtet. Von den beinahe 200 000 Menschen sollen angeblich nur rund 400 in der Stadt verblieben sein. Überall haben die Franzosen ohne Rücksicht auf die Bevölkerung die Rhein- und Illbrücken gesprengt. So sieht man überall Zeichen von Zerstörung. Noch leuchten von den Hauswänden die Aufrufe der französischen Regierung, manche stammen noch aus den Augusttagen 1939.

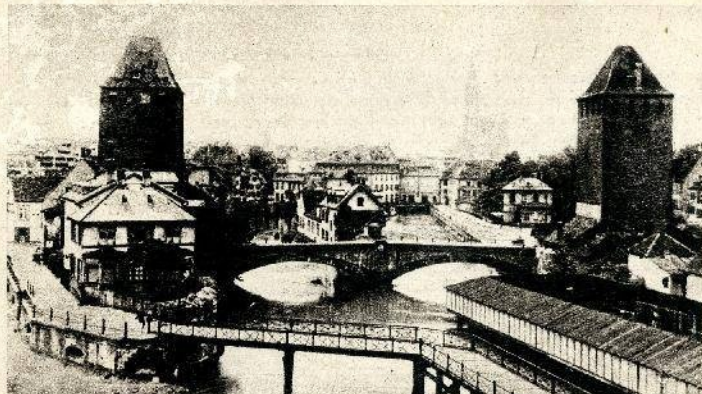
Sicher möchtest du gern wissen, wie Straßburg besetzt wurde. Ich will es dir, so gut, wie ich es weiß, erzählen. Nachdem Kolmar und Schlestadt gefallen waren, erhielt eine schnelle Kampftruppe die Aufgabe von Süden her gegen Straßburg vorzurücken. Jeder Widerstand sollte mit aller Gewalt gebrochen werden. Jedoch erreichte die Spitze der Kampftruppe den Straßburger Stadtrand ohne auch nur einmal auf den Feind zu stoßen. An der Ill mußten die motorisierten Verbände halten, da die Brückenübergänge von den Franzosen gesprengt worden waren. Das weitere Vorgehen war also vorläufig gehemmt. Doch deutsche Soldaten kennen keine Hemmnisse. Kurzentschlossen ließ sich der Führer dieser Kampftruppe, es war ein General, mit seinem Adjutanten über den Fluß setzen. Mit einem Krad fuhren die beiden deutschen Offiziere stadteinwärts. Sie sausten durch die aus-

gestorbenen Straßen und fanden schließlich das Polizeipräsidium. Das war ihr Ziel. Hier wollten sie die kampflose Übergabe der Stadt durchsetzen. Ihr Versuch war erfolgreich. Polizeipräsident und Kommandant übergaben die Stadt und veranlaßten die in den Bunkern liegenden französischen Soldaten zur Waffenniederlegung. Die Besatzungen räumten ohne jeden Widerstand das Feld. Und dann zogen wir vom Radfahrzeug ein. Die motorisierten Flakverbände schweren und leichten Kalibers konnten nicht als erste einrücken, da, wie ich schon schrieb, die zerstörten Brücken und Straßen ein zu großes Hindernis waren. So zogen wir in Straßburg ein. Du kannst dir vorstellen, wie stolz ich bin, dabei gewesen zu sein. Vor mir steht, wie ein lebendiges Bild, die Erinnerung an unsere gemeinsame Sonnenwendfeier im Jahre 1930. Kannst du dich noch entsinnen. Damals sangen wir das Straßburglied. Wir schworen uns beim Feuerschein das deutsche Straßburg heimzuholen. Nun ist es soweit. Und ich war dabei.

Sei recht herzlich begrüßt, du und alle in der Heimat, die ihr genau wie wir eure Pflicht erfüllt und euch um uns bangt. Nachmals alles Gute und laß recht bald von euch hören.

Heil Hitler! Dein Gerhard Wilkens.

Als Gunter Amelang diesen Brief erhielt, saß er gerade am Schreibtisch seines Büros und schrieb einen Artikel für seine Zeitung. Er war Schriftleiter, jung an Jahren und mit ganzer Seele bei den Kameraden draußen im Felde. Mehr als einmal hatte er versucht als Soldat an die Front zu kommen. Immer aber war sein Versuch abgelehnt worden. „Sie werden in der Heimat ebensodringend gebraucht“ hieß es, warten sie ruhig ab. Wenn wir sie als Soldat brauchen, dann lassen wir schon von uns hören. So oder ähnlich waren die Antworten auf seine Gesuche. Dazu kam noch, daß er gesundheitlich nicht ganz auf der Höhe war und nach kurzem Dienst im August des Jahres 1939 deswegen zurückgestellt wurde. Alle seine Kameraden standen draußen im Felde, waren Soldaten des Heeres, der Marine oder Luftwaffe. Fast jeden Tag erhielt er einen Brief von der Front. Jeden Brief beantwortete er sofort; denn er wußte, wie sehr den Kameraden im Felde ein solcher Brief Freude bereitere. So schrieb er auch sofort nach seiner Arbeit wieder an den Freund in Straßburg. „Lieber Gerhard“ antwortete er, ich freue mich mit Dir. Es muß ein herrliches Gefühl gewesen sein in die alte deutsche Stadt eingerückt zu sein. Auch mir stand, als ich die Einnahme Straßburgs in der Zeitung las, sofort die Feierstunde im märkischen Wald vor den Augen. Ich dachte daran, wie wir damals Fünfzehnjährigen um das Feuer standen und der Fähnleinführer — er ist vor Modlin gefallen — vom kommenden Deutschland sprach. Als wäre es heute, hörte ich seine Worte: Alles Deutsche wird durch ein gemeinsames Band verbunden sein. Ein mächtiges Reich wird entstehen und sein Recht im Kampf erringen. Alles was deutsch war, wird auch wieder deutsch werden.“ Das war vor zwölf Jahren. Wir waren damals eine kleine verlassene Schar. Der Mann, dessen Namen wir voller Stolz trugen, wurde in jener Zeit noch als politischer Narr und Putschist verschrien. Wie vieles hat sich seither verändert. Wie vieles ist in Erfüllung gegangen, von dem wir damals nur geträumt. Denkst Du noch daran, wie wir das Straßburglied sangen? Nicht so, wie es in der Gesangstunde gelehrt wurde, sondern so, wie es unsere jungen Herzen fühlten. „O Straßburg — o Straßburg“, so sangen wir, „du wunderschöne Stadt. Darinnen liegt begraben so mancher Soldat.“ Das war die erste Strophe, gleich der, die uns der Gesangslehrer beigebracht. Dann aber kam unser Text:



So mancher und schöner und tapferer Soldat,  
was half's, daß er sein Leben  
für dich gelassen hat.

O Straßburg, o Straßburg,  
das Herz tut mir so weh,  
wenn ich auf deinem Münster  
die Trikolore seh.

Laß flattern, laß rauschen  
und schwankt auch unser Glück,  
o Straßburg, deutsches Straßburg,  
wir holen dich zurück.

So sangen wir, und nun ist auch dieser Jugendtraum schneller, als wir geglaubt in Erfüllung gegangen. Ihr habt durch euren soldatischen Einsatz deutsches Land vom Feindesjoch befreit. Den Befehl gab euch der Führer. Derselbe Mann, dem wir als Jungen damals unverbrüchliche Treue schwuren. Derselbe Mann, für den im Ringen um die Macht Hunderte ihr Leben gaben und jetzt in diesem gigantischen Kampf um die Ehre, das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes Tausende bester deutscher Soldaten den Heldentod sterben. Dieser Krieg wird mit dem Siege unseres Reiches enden. Er wird eine lange Zeit des Friedens und des Aufbaues in Europa sichern. Der Führer zeigt den Weg in die Zukunft. Ihm wollen wir im blinden Vertrauen folgen. Ihr als Soldaten an der Front, wir als eure Kameraden in der Heimat. Wir werden siegen.

Viele herzliche Grüße Dir und Deinen Kameraden!

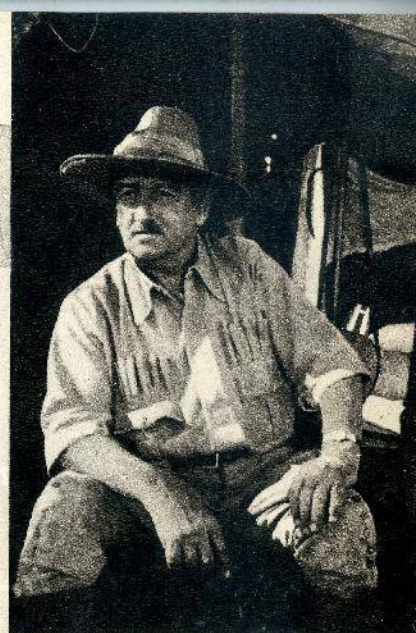
Heil Hitler! Dein Freund Gunter.

Noch am Abend desselben Tages wurde dieser Feldpostbrief in den Kasten gesteckt und trat seinen Weg an die Front an. Gunter Amelang saß bis in die Nacht über seiner Arbeit, denn er mußte für drei schaffen, da seine Arbeitskameraden alle eingerückt waren. Gerhard Wilkens aber marschierte mit den deutschen Truppen weiter in Feindesland hinein. Vorwärts bis zum Endsieg. Zwei Freunde erfüllen ihre Pflicht. Jeder an der Stelle, an die ihn der Befehl des Führers gestellt hat. Jeder erfüllt von demselben Glauben: Deutschland wird siegen!

## KONRAD SCHAUER „DER BUSCHONKEL“

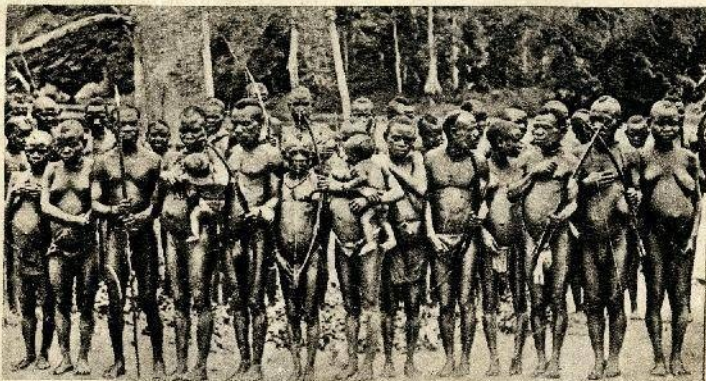
erzählt

### Vom Dorf der Zwerge



Seit einer Woche lagere ich in der Nähe von Akwedabus Dorfe. Ich habe sogar mit allen Dorfbewohnern bereits Freundschaft geschlossen. Im ganzen sind es — ohne die ganz kleinen Kinder — 32 Pygmäen, die hier hausen, davon sind ungefähr die Hälfte Frauen und Mädchen.

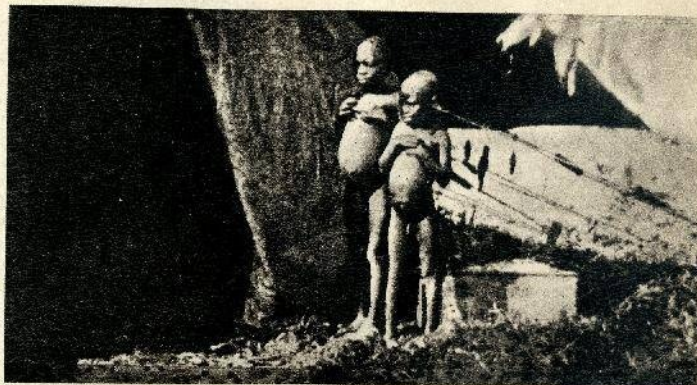
Nachdem ich diese kleinen Leute nun schon etwas besser kennengelernt habe, kann ich mir gar nicht vorstellen, daß es dieselben Wilden sind, die mich im Lager überfallen wollten. Dies hat nämlich Akwedabu endlich eingestanden, nachdem einige seiner Leute sich verplappert hatten. Nur daß sie auch an Fesitos Tode schuldig sind, das wollen sie nicht zugeben, und ich dringe auch nicht weiter in Akwedabu, da ich an einer geschehenen Tatsache doch nichts mehr ändern kann, andererseits aber fürchten muß, diese Zwerge zu sehr zu verängstigen. Es ist dann nämlich leicht möglich, daß das ganze Dorf eines Tages auf und davon ist, und das wäre für mich unangenehm, nicht nur, daß ich hier ohne ortskundige Führer große Schwierigkeiten habe, sondern weil mir doch gerade sehr daran liegt, das Leben und Treiben dieser Kongozwerge zu studieren. Ich habe deshalb unter alles Geschehene einen Strich gemacht und so das Vertrauen der Bewohner dieses Dorfes gefunden. Eines Tages hole ich sie alle zusammen, um sie zu messen und zu wiegen. Der Größte unter ihnen ist Akwedabu mit 132 cm Länge, der kleinste ausgewachsene Mann mißt nur 109 cm, die kleinste Frau, die schon eine halberwachsene Tochter hat, sogar nur 105 cm. Das Durchschnittsgewicht der erwachsenen Männer beträgt 75 Pfund, nur ein paar unter ihnen erreichen knapp einen Zentner. Bei den Frauen ist der Durchschnitt 65 Pfund. Das Wiegen mit einer Federwaage, an der ich eine Art Schaukel befestigt habe, und die eigentlich zum Abwiegen von Mehllasten oder Elfenbein bestimmt ist, macht der kleinen Bande riesigen Spaß. Die Waage hat ihren Zweck hier gut erfüllt, in einem anderen Dorfe würde sie nicht genügen, da sie nur bis 50 kg wiegt.



Pygmäengruppe

Wie ich schon einmal von Akwebadu sagte, daß dieser recht häßlich ist, so drückt auch die Mehrzahl seiner Stammesgenossen die Schönheit nicht. Immer wieder stört die viel zu große, platte Nase mit den erweiterten Nasenlöchern, dazu die wulstigen Lippen. Wären diese Gesichtsteile nicht gar so abstoßend, würden manche von ihnen vielleicht sogar ganz hübsch aussehen, denn sie haben fast alle verhältnismäßig schöne dunkle, fast schmachtende Augen, dazu eine ziemlich helle Hautfarbe, wesentlicher heller wie meine Waganda. Überdies fällt mir jetzt, wo ich das ganze Dorf beisammen habe und Vergleiche anstellen kann, auf, daß sie trotz der Blutsverwandtschaft untereinander doch recht verschieden sind. Nicht alle haben die breite Nase und die wulstigen Lippen, ob da doch anderes Blut dazwischen ist, kann ich natürlich nicht feststellen, kann es auch nicht annehmen. Während besonders unter den älteren Männern die breite Nase auffällt, wozu bei einigen noch ein spärlicher, keinesfalls zur Zierde gereichender Ziegenbart kommt, finden sich unter den jungen Männern und Frauen auch Gesichter, bei denen Nase und Mund in ganz normalen Verhältnissen stehen. So macht beispielsweise Akwebadus Frau gar nicht den Eindruck einer Mambutidame, nur ihre Größe verrät die Abstammung. Die Männer sind trotz ihrer Kleinheit völlig normal entwickelt, sie sind untersetzt, haben eine breite Brust und breite Schultern, die Muskeln sind sehr gut entwickelt, und einige unter ihnen machen direkt den Eindruck von Ringkämpfernaturen. Die meisten älteren Männer haben häßliche Narben am Körper, die sie sich auf ihren Jagdzügen zugezogen haben. Einem kleinen Kerl hat der Leopard das Gesicht und die Brust arg zerfetzt. Überdies geht es dem Kranken, den ein Gorilla den Oberschenkel zerbrochen hatte, schon wesentlich besser. Er liegt natürlich noch fest, doch bekümmere ich mich nicht mehr um ihn, da ich überzeugt bin, daß seine Leute ihn auf ihre Art viel besser oder wenigstens schneller auskurieren werden.

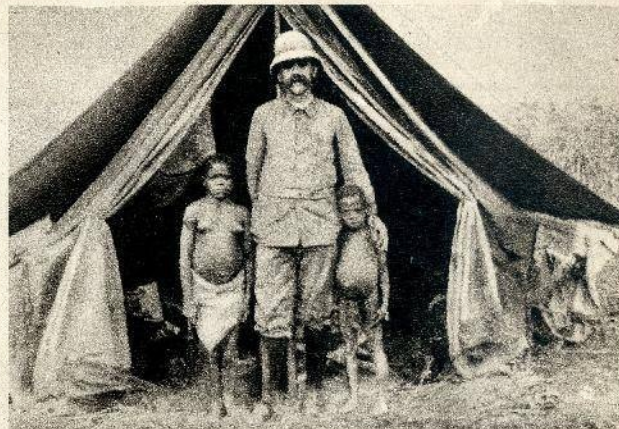
Nachdem ich diese Pygmäen nun mit jedem Tage besser kennenlerne, beurteile ich sie auch schon ganz anders, als ich dies voreingenommen tat. Zunächst muß berücksichtigt werden, daß es sich hier noch um Überreste von Ureinwohnern handelt, die keinerlei Kultur kennen und deren einziges Interesse darin besteht, den



... bald finden sich Neugierige vor dem Zelt ein

Magen zu füllen. Würde sie nicht der Hunger quälen, sie kämen vielleicht den ganzen Tag nicht aus ihren primitiven Hütten heraus, höchstens daß sie sich um das Feuer hocken. Nur ab und zu raffen sie sich einmal zu einem ihrer Tänze auf. Körperlich sind sie ganz erstaunlich widerstandsfähig. Krankheiten, abgesehen von Verletzungen, habe ich nie beobachtet. Dabei muß man bedenken, daß in diesen finsternen Wäldern ein ewig nasses, feuchtes Klima herrscht, denn die Sonne dringt nicht durch das Laub der riesigen Bäume. Würde ein anderer Mensch, auch ein Eingeborener, jahrein jahraus in den wenig geschützten Hütten auf dem blanken, nassen Erdboden schlafen, er würde sich wohl nach kurzer Zeit vor rheumatischen Schmerzen nicht mehr rühren können. Bei den Pygmäen scheinen aber selbst die ganz alten Leute diese Beschwerden nicht zu kennen. Ebenso wenig sehe ich einen Fieberkranken oder Leute, die husten. Husten und Brustschmerzen sind gerade bei Pflanzungsarbeitern eine der häufigsten Erscheinungen infolge Erkältungen. Keine Frage, diese kleinen Zwerge haben eine eiserne Natur, und irgendwelche Ansprüche an das Leben kennen sie nicht. Ihre Hütten sind in die Erde gesteckte und oben zusammengebundene Zweige, die mit Blättern überdeckt werden. Vorn ist das Eingangsloch, nur auf allen Vieren kann ich in so eine Hütte hineinkriechen. Innen sind sie finster und feucht, eine Lagerstätte brauchen die Zwerge nicht. Nicht einmal ein wenig Gras halten sie als Unterlage für nötig, der nackte Erdboden genügt vollkommen. Ebenso anspruchslos wie in bezug auf ihre Häuslichkeit, sind sie auch in bezug auf die Ernährung. Wie die Tiere ihrer Umgebung leben sie von dem, was ihnen der Wald bietet. Dazu gehören Beeren und Früchte, Kräuter, Gräser, Wurzeln, wilder Honig, aber ebenso Raupen, Würmer, Käfer, Ameisen, Schnecken, Maden, Schlangen und Eidechsen und, soweit sie es haben können, natürlich Fleisch. Das bevorzugte ist Affenfleisch. Ackerbau oder irgendeine ähnliche Kultur ist diesen Zwergen vollkommen unbekannt, es paßt auch nicht zu ihrem Nomadendasein, denn sie sind beständig auf der Jagd oder auf der Suche nach neuen Jagdgründen. Wenn sie ein größeres Tier erlegt oder in einer ihrer Fallgruben gefangen haben, so wird so lange gefressen, bis es einfach nicht mehr geht. Alle laufen dann mit dicken, aufgetriebenen Bäuchen

herum. Etwas für den nächsten Tag aufsparen, kennen sie nicht. Wenn ich ihnen einmal eine Hand voll Salz gebe, das besonders begehrt ist, so füttern sie auch dieses so wie es ist auf der Stelle auf, haben sie genug davon, dann werfen sie den Rest weg, anstatt es für später aufzuheben. Finden sie in einer ihrer Fallgruben ein bereits verendetes Tier, das schon mehrere Tage tot ist und das man schon von weitem riecht, so hindert sie dieses nicht, auch ein solches Tier aufzufressen. Selbst die eignen Toten werden nicht etwa begraben, sondern gleichfalls aufgefressen, wengleich sie es mir nicht gern merken lassen. Aber die verschiedenen Schädel, die in der Umgebung ihres Lagers herumliegen, geben genügend Zeugnis, daß ihnen Menschenfleisch genau so gut schmeckt wie Wildfleisch. Sie machen auf ihren Jagdzügen auch keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier, alles ist Jagdbeute und Hauptsache, daß sie diese mit ihren kleinen Giftfeilen erlegen können. Die Gefahr ist einem Menschen gegenüber oft geringer wie bei einem Elefanten oder Büffel. Wild, das sie durch Giftpfeile erlegen, rösten sie stets am Feuer, wodurch das vergiftete Fleisch anscheinend genießbar wird. Oder sind sie immun gegenüber ihrem eigenen Gifte? Unter moralischen Bedenken haben diese Urwaldmenschen selbstverständlich nicht zu leiden. Dem Weißen gegenüber sind sie nur ganz besonders scheu, da sie in ihm vielleicht ein Wesen sehen, das mit Geistern oder Dämonen zusammenhängen mag. Auf ihren Streifzügen erlegen sie das Wild auf recht beträchtliche Entfernungen mit außerordentlicher Sicherheit, meist verwenden sie dabei Pfeile mit Hartholzspitzen. Bewundernswert ist auf der Jagd ihre Lebensverachtung. Schon in Fort-Portal wurde mir von den englischen Beamten erzählt, daß die Wambutu den Elefanten anschleichen sollen und ihm mit einem großen, scharfen Buschmesser die Sehnen des Hinterbeines durchschlagen, oder sie verstecken sich am Wechsel der Tiere und stoßen ihm beim Passieren ihre langen, scharfen Lanzen in den Bauch. Natürlich fliegt bei solchen Angriffen auf Elefanten leicht der eine oder andere



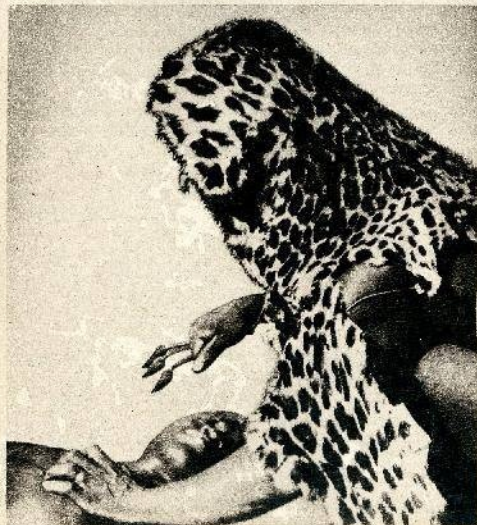
Europäer mit Pygmäenfrau und deren Tochter (Größenvergleich)

Jäger in die Luft oder wird zertrampelt, was aber die anderen nicht hindert, das schwer verwundete Tier weiter zu verfolgen, bis es zum Schlusse und durch weitere Angriffe doch seinen Feinden erliegt. Da die Regierung durch ihre Mittelsmänner in den meisten Fällen die für die Pygmäen wertlosen Stoßzähne erhält, so läßt sie die Zwerge gewähren, verhelpen sie doch zu einer guten Einnahmequelle.

Ich habe bei meinen Streifzügen mit Akwebadu des öfteren den Mut dieser Zwerge bewundern müssen, ob aber die Schilderungen der Beamten in Fort-Portal auf Tatsachen beruhen, will ich dahingestellt sein lassen. Ich selbst habe nie Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß die Pygmäen Elefanten in der geschilderten Weise angegriffen hätten, und ich enthalte mich jeder Äußerung darüber, im Gegenteil, ich möchte derartige Angaben eher bezweifeln. Wohl ist mir bekannt, daß sich die Wambutu auf Bäume setzen, deren starke Äste dicht über frische Wechsel großer Tiere wie Büffel und Elefanten hinwegreichen. Dort lauern sie, bis ein Tier unter ihrem Ansitz durchgeht. Diesem stoßen sie dann von oben aus sicherer Höhe einen schweren Speer in das Genick.

Eines Tages macht mich Akwebadu auf eine andere Gefahr aufmerksam. Durch ein Lianenseil ist ein außergewöhnlich schwerer Holzblock über einen Wechsel hochgezogen. In diesem Holzklötz ist eine dicke, scharf zugespitzte Eisenstange mit Wiederhaken befestigt. Das Seil läuft am anderen Ende ungefähr eine Handbreite über den Erdboden, und zwar so, daß, wenn ein großes Tier auf dem Pfade entlang kommt, es mit dem Fuße an dem Lianenseil hängen bleibt. Um weiterzugehen, wird es dieses zu durchreißen oder unbewußt mitzuschleppen versuchen. Dadurch aber löst sich die Vorrichtung aus und der wichtige Holzklötz mit der darin befindlichen Eisenstange trifft das Tier ins Genick oder in den Rücken und verletzt es so schwer, daß es leicht erbeutet werden kann.

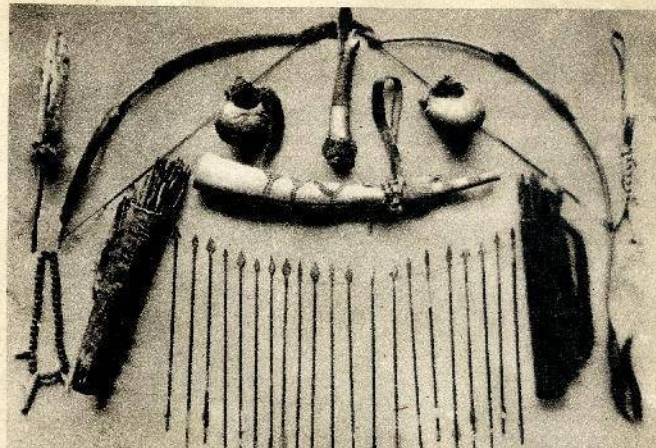
Man sollte nun annehmen, daß es sich bei diesen Urwaldzwerge um recht gefährliche Eingeborene handelt. Nach den weniger Wochen aber, die ich schon unter ihnen weile, weiß ich, daß sie nicht direkt bösartig sind, sie handeln vielmehr ohne jede Überlegung. Keinesfalls schmieden sie Kriegs- oder Rachepläne gegen andere Menschen oder gehen irgendwie raffiniert vor. Im Gegenteil, von den anderen Negerstämmen im Kongogebiet werden sie unterdrückt und aus-



Leopardenmensch in Verkleidung und mit Krallen

gebeutet, ohne daß sie sich trotz ihrer kriegerischen Fähigkeiten im Kampfe gegen wilde Tiere vor den großen Mitbewohnern dieser Wälder zu schützen verstehen. Deshalb verkriechen sie sich in die entlegensten Teile, um so wenig wie möglich mit anderen Menschen in Berührung zu kommen. Nach meinen Erfahrungen halte ich sie für ziemlich harmlos. Sie sind beständig auf der Suche nach Nahrung, genau wie die Tiere des Waldes, alles, was sie erbeuten können, dient dazu, ihren Magen zu füllen. Für etwas anderes haben sie kein Interesse. Gefährlich werden sie nur dadurch, daß sie keinen Unterschied bei ihren Jagdzügen machen, ob sie einem wilden Tier oder einem ihnen fremden Menschen nachstellen. Da sie ihre eigenen Toten nicht verschmähen, besagt schon genügend, daß sie sentimentale Empfindungen nicht kennen. Aber von Natur aus böseartig, indem sie dem Menschen aus besonderer Rachsucht nachstellen, scheinen sie nicht zu sein. Da ich ihnen immerhin viel Fleisch, vor allem Meerkatzen, schieße, auch ab und zu etwas Tabak oder Salz gebe, brauche ich kaum zu befürchten, daß sie mich einmal im Schlafe umbringen werden. Im Gegenteil, ich halte diese Pygmäen für unverdorrene Naturkinder, die man eben wie Kinder, die noch nicht weit denken können, behandeln muß, denen man aber gut zureden und sie von diesem und jenem überzeugen kann. Ich habe ziemlich viel Anhänglichkeit und, wenn ich so sagen darf, Treuherzigkeit an ihnen bemerkt, nachdem sie erst die Scheu vor dem weißen Manne überwunden hatten und einsahen, daß er es gut mit ihnen meint. Immer auf der Jagd sind sie besorgt um mich, damit ich ja nicht einmal in eine ihrer Fallen gerate oder irgendwie zu Schaden komme. Wenn sie des Abends um das Lagerfeuer hocken und ihre lange Pfeife reihum geht, dann schwatzen und lachen sie und sind voll ausgelassener Fröhlichkeit, so daß man die Harmlosigkeit dieses kleinen Völkchens immer wieder bewundern muß. Streitigkeiten untereinander oder zwischen Mann und Frau, habe ich nie beobachtet, alle leben in guter Freundschaft zueinander und sind verträglich. Wie beneidenswert sind doch diese kleinen Menschen, die sich nicht den Kopf ernstlich damit zu beschweren brauchen, wo sie den Lebensunterhalt hernehmen, ob sie ihre Miete am Monatsluß pünktlich bezahlen können, ob ihre Steuerdeklarationen stimmen. Sie brauchen weder Telefon noch Radio, noch irgendeine der vielen Errungenschaften, auf die wir Kulturmenschen so stolz sind. Sorgen sind ihnen fremd, sie denken nicht darüber nach, was morgen sein wird, und fühlen sich restlos glücklich, wenn sie nur satt sind. Für eine Handvoll Salz oder eine Pfeife Tabak sind sie entzückt und dankbar. Es ist der Rest eines Urvolkes, den man nicht mit unseren Begriffen von Kultur und Zivilisation messen darf. Ich bedauere schon heute diese armen Menschen, die in wenigen Jahrzehnten der immer weiter in das innere Afrikas eindringende uropäischen Kultur unterliegen und aussterben werden, wie schon so manches Urvolk vor ihnen.

Die Kleiderfrage macht diesen Zwergen ebensowenig Kopfschmerzen wie alles andere. Ein kleiner, handgroßer Lappen aus geklopfter Baumrinde verdeckt gerade das Nötigste, oft genügt auch nur ein Baststrick um die Hüften, an den die Frauen ein paar Blätter hängen, hauptsächlich der Zierde wegen. Akwebadu trägt auf der Jagd mit Stolz ein Stück Leopardfell um den Kopf, und seine Frau besitzt sogar eine Art Mütze. Außerdem hat sie einen breiten Fellstreifen, den sie über die eine Schulter hängt, um ihr Kind darin zu tragen. Sie ist eben etwas Besseres, ihr Name ist Sallabu. Diese Frau ist ein besonders lebhaftes und immer vergnügtes Menschenkind und im ganzen Dorfe sehr beliebt. Wo sie sich aufhält, herrscht Frohsinn. Anfangs zeigten sich die Frauen und Mädchen sehr scheu, aber ihre Schüchternheit legte sich bald, nachdem sie mich einige Tage mißtrauisch beobachtet, dann aber etwas näher kennengelernt hatten. Dazu siegte bald die



Waffen  
und  
Schmuck  
der  
Pygmäen

weibliche Neugier, denn nichts entgeht ihren Augen. Besonders interessiert sind sie immer, wenn Juma mir das Essen bringt. Essen ist nun einmal ihre wichtigste Angelegenheit, und wenn sie auch keine Ahnung haben, was ich wohl esse, so nimmt es trotzdem ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie ergehen sich in Vermutungen, die ich natürlich nicht verstehen, aber aus ihren Gesten leicht erraten kann. Einmal ist ihre Aufregung besonders groß. Juma setzt eine geöffnete Dose Ölsardinen vor mir auf den Tisch. Noch wissen die Dorfschönen nicht, was das silberne Zeug in dieser Dose ist. Als ich aber einige kleine Fische herausnehme und auf meinen Teller lege, und sie sehen, wie da in der Dose noch viele, einer dicht neben den anderen, liegen, da bleiben ihnen doch die Münder offen stehen, bis ein um so lebhafterer Wortschwall ihrem Staunen Platz macht.

Nach dem Essen stecke ich mir eine Pfeife an und setze mich in meinen Safaristuhl vor das Zelt. Dann ziehen sich die kleinen Leute wieder zurück, betteln, wie viele Negerstämme, tun diese Zwerge nie. Es ist deshalb auch eine besondere Freude, wenn ich den Männern ein wenig Tabak gebe. Sofort wird eine Art Friedenspfeife angezündet. Der Tabak wird in einem kleinen Gefäß mit heißer Asche vermischt, der Rauch passiert zunächst einen kleinen mit Wasser gefüllten Flaschenkürbis, in welchen ein über einen Meter langes Rohr mündet. An diesem ziehen die im Kreise sitzenden Männer abwechselnd. Während dessen schicken sich die Frauen zum Tanze an. Im Kreise drehen sie sich langsam herum, dabei den Oberkörper ruckweise bewegend. Nun kommen auch Männer hinzu, die zwischen den Frauen hüpfende Bewegungen ausführen. Sicherlich soll der Tanz irgendeine Nachahmung aus dem Tierleben bedeuten. Auf einer kleinen Trommel schlägt ein alter Mann den Takt. Der Tanz ist nicht aufregend, und doch können sich diese anspruchlosen Zwerge die halbe Nacht dabei amüsieren, ohne müde zu werden. Irgendein Aufputz oder eine Kostümierung, oder auch nur Bemalen, wie es bei den meisten afrikanischen Negerstämmen gebräuchlich ist, habe ich bei den Pygmäen nicht beobachtet, dahingegen legen die Männer auch während des Tanzens Pfeil und Bogen nicht aus der Hand.

Immerhin ist so eine Veranstaltung auch für mich eine kleine Abwechslung nach anstrengendem Pirschgang. Auch der Europäer wird allmählich bescheiden in dieser Einsamkeit. Das Stündchen vor dem Schlafengehen in meinem Liegestuhl vor dem Zelt möchte ich nicht missen. Materisch übergießt der Schein des Lagerfeuers die kleinen, geschmeidigen Gestalten; ich kann es den braunen, schmachttenden Gesichtern der Mädchen ansehen, mit welcher Leidenschaft sie sich diesen monotonen Tanzbewegungen hingeben. — Es ist ein wildromantisches Bild in schwüler Tropennacht, zumal wenn der Mond gerade seine silbernen Strahlen urch die Baumkronen zwingt, und Tausende von Zikaden mit ihrem Gezirpe die Luft erfüllen. Wie glücklich und zufrieden sind doch diese Menschen in ihrer Anspruchlosigkeit, gibt es wohl in unserer von Hetzen und Treiben erfüllten Zeit etwas Ähnliches in der nordischen Heimat?

Ehe ich meine Reise nach diesen afrikanischen Gebieten antrat, hatte ich eine längere Besprechung mit dem alten Carl Hagenbeck, dem Senior der weltbekannten Tierfirma in Hamburg. Als ich dem alten Herrn erzählte, daß ich in das Innerste Zentralafrikas gehe, um das Leben und Treiben der dortigen Zwergvölker zu studieren, war das erste, was er sagte: „Versuchen Sie, einige dieser Pygmäen herüberzubringen, es wäre ein Ereignis von großer Bedeutung.“ Damals sagte ich leichthin: „Warum nicht, ich werde es gern versuchen.“ — Auch ich hielt dieses nicht für so ganz unmöglich, hatte ich doch gerade in Samio eine Samoanertruppe mit zusammenstellen helfen, die glücklich nach Europa kam. Heute aber, wo ich in einem Urwaldsdorfe dieser Zwergesitze und sie etwas besser kennengelernt habe, weiß ich, daß es ganz ausgeschlossen ist, auch nur einen einzigen Pygmäen nach Deutschland zu bringen. Diese Zwergesitze würden so eine vorübergehende Verpflanzung auch gar nicht überleben. Ihre Heimat sind die finsternen Wälder, schon die grelle Sonne, dazu das rauhe Klima im Norden würden sie nicht ertragen können. Außerdem würde keiner von ihnen gutwillig mit mir gehen, man könnte ihnen auch in keiner Weise erklären, um was es sich handelt, und die Furcht vor einer unvermeidlichen Gefangenschaft käme noch dazu. Und wie sollte sich diese Zwergesitze unterwegs und in Europa verpflegen, denn selbst jeden Tag nur Fleisch würde ihnen nicht gut bekommen. Es fehlen ihnen die Kräuter und Beeren ihres Waldes, die Insekten und an was sie sonst zeit ihres Lebens gewohnt sind. Als ich mich später in Irumu einmal mit einem belgischen Beamten über dieses Thema unterhielt, sagte mir dieser, daß auch seine Regierung gar keine Erlaubnis dazu geben würde, die Zwergesitze aus dem Lande zu bringen. Also, so gern wie ich Herrn Hagenbeck mit ein paar Pygmäen überrascht hätte, muß dieses doch ein frommer Wunsch bleiben.

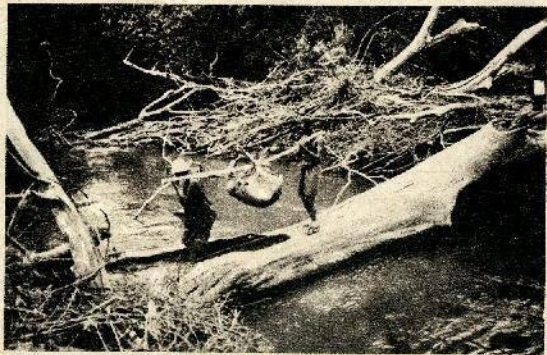
Während ich in der Nähe von Akwebadu Dorfe lagere, sind schon des öfteren fremde Pygmäen gekommen; es stellt sich heraus, daß in der Umgebung noch eine ganze Anzahl Wambutizwergesitze herumnomadisieren und vorübergehend kleine Dörfer bewohnen. Auch diese mir bisher unbekannt Leute kommen mir nicht feindselig entgegen, sie haben sich natürlich längst genau über mich erkundigt. Dabei haben sie auch erfahren, daß ich ihre Waffen, Signalhörner, Amulette und was sie noch an ethnographischen Sachen haben, eintausche gegen Salz, Tabak, Glasperlen, kleine Messer und Kanicki, einen blauen Nessel, der im Kongo teilweise als Zahlungsmittel gilt, und der auch den Zwergesitzen infolgedessen nicht ganz unbekannt ist. Im Laufe der wenigen Wochen habe ich nun schon eine recht ansehnliche Kollektion ethnographischer Gegenstände zusammenbekommen, darunter über ein Dutzend wunderschöner, großer Elfenbeintrumpeten. Einige davon weisen geschickte Gravierungen auf, andere sind zum

Teil mit Schlangenhaut überzogen. Des weiteren habe ich Bogen, Pfeile, Köcher und Speere in reicher Auswahl. Eigentümlich für die Wambutis dürften Handbälle aus Affenfell sein, innen mit Moos gefüllt; diese binden sie um das Handgelenk um zu vermeiden, daß durch das Abschnellen der Bogensehne beim Schießen dieses verletzt wird. Die Bogen sind zum Teil mit breitgeklopftem Eisendraht oder mit den rötlichen Schwänzen einer Meerkatzenart überzogen. Die Sehnen sind meist aus sehr festen Pflanzenfasern hergestellt. Pfeile benutzen sie drei verschiedene Arten. Für kleineres Wild und insbesondere für Vögel haben sie Pfeile mit Hartholzspitzen, für größeres Wild Eisenspitzen in vielen verschiedenen Formen und mit zahlreichen Widerhaken versehen. Die Giftpfeile haben ebenfalls Hartholzspitzen, die aber in irgendeine giftige Flüssigkeit getaucht oder damit beschmiert sind. Die Spitzen dieser Pfeile sind sorgfältig mit Blättern umwickelt, die erst kurz vor dem Gebrauch abgenommen werden, um unterwegs Verletzungen zu vermeiden. Das für mich wertvollste sind aber zwei breite Gürtel aus Okapifell. Leider ist es mir bisher nicht möglich gewesen, ein ganzes Fell zu erhalten, oder auch nur zu erfahren, wo ich diese Tiere aufsuchen muß. Die Pygmäen wissen nur, daß ab und zu einmal eine große Antilope, von der die Fellstücke stammen, in eine ihrer Fallgruben gerät; erlegt haben sie selbst scheinbar noch keine, denn sie sagen, man bekäme dieses Tier nie zu sehen. Bei der Anspruchlosigkeit dieser Zwergesitze kann ich sie auch nicht durch verlockende Geschenke reizen, ein solches Tier für mich zu fangen, zum wenigsten mehr Fallgruben dafür anzulegen. Sie sagen außerdem, daß es schon sehr lange her ist, seit sie einmal so ein Tier gefangen haben, und daß es vielleicht keine weiter gibt. Man kann mit diesen Zwergesitzen eben nicht vernünftig reden. Es gibt in diesen Wäldern noch einige andere fast ebenso seltene Tiere. Dazu gehört vor allem der Bongo, eine Antilope von der Größe eines Rindes. Ferner gibt es eine Art Riesenschwein, das sich auch nur in den dichtesten Wäldern aufhält, aber alle diese Tiere sind äußerst scheu und infolge des undurchdringlichen Dickichtes nicht anzupirschen. Wenn erst einmal große Straßen durch diese Wälder führen werden und größere Ortschaften mit freien Flächen in der Umgebung geschaffen sein werden, dann wird es sicherlich auch möglich sein, derartig seltene Tiere gelegentlich mit zu erbeuten, aber zur Zeit sehe ich hier keine Möglichkeit, auch die Spuren lassen sich auf dem überwachsenen Boden nicht verfolgen. Das ewige Einerlei der Vegetation, dazu die geringe Jagdmöglichkeit auf größeres Wild, bringt mit der Zeit eine große Ermüdung mit sich. Man wird es leid, immer in diesen dunklen, naßfeuchten Wäldern herumzuirren, ohne jagdliche Erfolge verbuchen zu können. Der Mensch sehnt sich nach dem Sonnenlicht, hinaus in die freie Steppe. Solange ich noch unbekannt Insekten oder Vögel sammeln, oder interessante Gegenstände von den Pygmäen eintauschen konnte, merkte ich die Eintönigkeit noch nicht so schlimm. Nun aber ist meine Tätigkeit hier bald zu Ende. Dazu kommt, daß meine Sammlungen bereits einen solchen Umfang angenommen haben, daß ich bald keine Träger mehr dafür habe, alle Lasten sind schon unter Zusage einer Extravergütung erheblich vergrößert worden. Meine Vorräte an Salz und Tabak, die hier die besten Tauschartikel sind, gehen bedenklich zur Neige. Und endlich wird es höchste Zeit, daß ich nach Irumu komme, um mir meine Jagdscheine zu holen, denn was ich hier an Elefantenfährten oder gelegentlich flüchtig werdenden Elefanten gesehen und gespürt habe, spottet jeder Beschreibung. Die Jagd auf diese Dickhäuter will ich allerdings bis in offenes Gelände aufsporen, denn hinter Irumu muß ich nach den früher eingezogenen Erkundigungen in lichten Wald kommen.

Somit beschließe ich, in den nächsten Tagen mein Lager abzubauen und in Richtung auf Irumu weiterzumarschieren. Akwebadu hat sich schon bereit erklärt, mich bis an den Iturifluß zu begleiten, dann will er nach seinem Dorfe zurückkehren. Den Weg würde ich nicht mehr verfehlen, da ich an viele Dörfer anderer Negerstämme kommen würde, wo ich leicht einen Führer bekommen kann, der mich nach Irumu bringt. Auf dem Wege bis zum Iturifluß hoffe ich allerdings noch Studien über Gorillas machen zu können, denn ich werde von Irumu aus nicht wieder in diese Wälder zurückkehren, und vielleicht nie wieder eine so gute Gelegenheit finden, diese Menschenaffen beobachten zu können. Ich gedenke, die Tiere lediglich zu beobachten, nicht darauf zu jagen, denn ich möchte mich keines Verstoßes gegen die belgischen Jagdbestimmungen schuldig zu machen, was zur Folge haben könnte, daß man mir in Zukunft überhaupt die Jagderlaubnis entzieht.

Die nächsten Tage benutze ich dazu, um nochmals alle Trophäen und Insekten zu trocknen und zu lüften. Dann wird alles, soweit es möglich ist, luftdicht verpackt. Manches Überflüssige wird wieder ausrangiert, um die Lasten zu verkleinern. Am letzten Abend versammeln sich die ganzen Dorfbewohner, zu denen auch noch eine Anzahl Pygmäen aus der Umgebung hinzukommen, zu einem Tanzfeste vor meinem Lager. Es kostet mich noch einen ganzen Teil des immer mehr zusammenschmelzenden Tabaks und Salzes, aber die kleine Bande hat es verdient, ich habe nicht den geringsten Grund über sie zu klagen, seit ich in der Nähe ihres Dorfes wohnte. Und das, was ich mit ihrer Hilfe oder auf den Pirschgängen sammeln und eintauschen konnte, wird manches deutsche Museum bereichern.

Noch lange sehe ich dem lustigen Treiben der kleinen Leute bei ihrem Tanze zu, dann ziehe ich mich in mein Zelt zurück, denn der nächste Tag bringt wieder einen anstrengenden Marsch, an den sich die Waganda erst wieder gewöhnen müssen. Der Mond steht hoch am Himmel, aber er beleuchtet nur schwach das Innere dieser Urwälder. Unnatürlich, wie überirdisch sieht die ganze Umgebung meines Lagers infolge der stellenweisen Beleuchtung aus, Nachtaffen schreien in den Baumkronen, hier und da taucht ein Leuchtkäfer zwischen den Büschen auf. Sogar das Fauchen eines Leoparden läßt sich einmal vernehmen, der nicht sehr weit vom Lager entfernt vielleicht mit seinesgleichen in einen kleinen Konflikt geraten ist. Wieder löst die Nacht einen Tag in diesen Wäldern ab.



Eine Urwaldbrücke

# Die große Fahrt durhs Jahr

Erlebnisse des Wurzelmännchens \* Erzählt von Peter Osten

## ES HAT GESCHNEIT . . .

Die ganze Nacht hindurch mußte es geschneit haben. Als Dieter und Monika des Morgens aus dem Fenster schauten, sind Haus und Hof, die Dorfstraße und ihre Bäume, Feld und Wiesen wie mit einem dicken Polster von weißem Schnee belegt.

Auch kalt mußte es sein, denn erst mit vieler Mühe hat Dieter ein Sechloch in das Eisblumenmuster am Fenster gehaut. „Puh“, schüttelt sich die Schwester, „nun ist es wirklich Winter.“

Aber, was hilft das alles, sie müssen zur Schule.

„Du hast es gut“, sagen sie zu dem Wurzelsepp, der vergnügt mit seinen kleinen Beinchen baumelnd auf der Bettkante hockt. Auf seine erstaunte Frage nach dem Warum, meint Monika mit ein wenig neidischer Stimme: „Natürlich hast du es gut. Du brauchst doch nicht zur Schule, weil du schon alles weißt. Und vor allen Dingen mußt du nicht in die Kälte hinaus.“

Da lacht das Wurzelmännchen. „Nun, damit ihr nicht zu neidisch werdet“, sagt er, „will ich heute einmal mit euch kommen. Sogar in die Schule werde ich euch begleiten und zusehen, was ihr eigentlich lernt. Ihr müßt mir allerdings versprechen, daß ihr mich nicht den anderen Kindern zeigt. Ich bin kein Museumsstück, das herumgezeigt werden kann.“

Nur zu gern geben die beiden Waldbauernkinder ihr Wort. Sie haben bisher auch zu niemanden über ihren kleinen Freund gesprochen. Oft genug schon wunderten sich ihre Klassenkameraden und -kameradinnen, woher sie soviel interessante Dinge aus Wald und Flur wußten. Wenn sie Dieter und Monika aber einmal fragten, dann lächelten die nur und zuckten mit den Schultern. Das hieß dann: „Wir wissen es eben. Woher ist ja schließlich gleichgültig.“

Wenn am Dache hängen Spitzen,  
ist es gut beim Ofen sitzen.

Dieser alte Bauernspruch fällt Dieter ein, als er mit Monika und dem Wurzelsepp aus dem Hause tritt. Ein eisiger Ostwind fegt gerade über den Hof, zerrt an ihren Kleidern und schlägt mit einem lauten Knall die Tür hinter ihnen zu.

„Br!“ schütteln sich die beiden und stecken tief die Hände in die Manteltaschen. Im Laufschrift eilen sie der Schule zu. Der Wurzelsepp hockt auf Dieters Ranzen, ihm machen Kälte und Wind nichts aus.

Heute ist es in der Schule besonders schön. Der junge und beliebte Dorflehrer Lukas lehrt seinen Schülern ein neues Weihnachtslied. Mit Freuden lernen es die Jungen und Mädels. Der Wurzelsepp aber hockt ganz still und unbemerkt hinter einem leeren Sitzpult und hört, was sie singen.

Hohe Nacht der klaren Sterne,  
die wie weiße Brücken stehn  
über einer tiefen Ferne,  
drüber unsre Herzen gehn!

Andächtig und voller Weihe klingen die jungen Stimmen. Mit großen seligerstaunten Augen hören die ganz Kleinen, unter ihnen Monika, zu.

Hohe Nacht mit großen Feuern,  
die auf allen Bergen sind.  
Heut muß sich die Erd' erneuern  
wie ein junggeborenen Kind.

Dem Wurzelsepp ist gar sonderbar zumute. Auch ihn packt das Lied und läßt in ihm schöne Erinnerungen aufklingen. „Weihnachten“, denkt er bei sich, „welch ein schöner Name für ein Fest der Menschen. Geweihte Nacht, Nacht der neuerstandenen Erde, die wie ein Kind geboren wird.“

Inzwischen ist auch die letzte Strophe des Liedes verklungen. Lehrer Lukas ist mit seinen Jungen und Mädels zufrieden. „Fein habt ihr gesungen“, lobt er sie, „nun aber wollen wir noch ein Lied singen, das auch unsere Kleinen kennen.“

Er braucht es nicht zu nennen, sondern nur die Hand zum Dirigieren heben, und schon klingt froh und munter durch den Klassenraum:

„Morgen kommt der Weihnachtsmann,  
kommt mit seinen Gaben.  
Trommel, Pfeifen und Gewehr,  
Fahn' und Säbel und noch mehr,  
ja, ein ganzes Kriegesheer  
möcht' ich gerne haben.“

Dann spricht der junge Lehrer vom Weihnachtsfest. Er erzählt, daß das Weihnachtsfest, auch Julfest genannt, der schönste Ausdruck der deutschen Volksgemeinschaft sei.

„Überall, wo am 24. Dezember deutsche Menschen zusammen sind“, so sagt er, „feiern sie bei Tannengrün und Kerzenschein das deutsche Fest der Winter Sonnenwende, unser heiliges und schönes Weihnachten.“

Weihnachten und Jul bedeutet im Leben der Natur den Glauben an die Überwindung von Finsternis und drohendem Tod durch die siegende Sonne.

„Ich werde euch aus einer Zeitschrift dazu eine Geschichte vorlesen“, sagt Lehrer Lukas. Dann beginnt er:

#### Das große alte Fest.

Der Abend fällt rasch ein, ein scharfer, kräftiger Wind hat sich aufgemacht und den Himmel freigefegt, von dem in funkelnder Helle die Sterne herabstrahlen. Der große, alte Bauer schreitet, auf dem kräftigen Spieß sich stützend, voran, die beiden Jungen, der zwölfjährige Thietmar und der zehnjährige Gunthar, gehen tapfer mit dem Vater durch den tiefen Schnee, der die Erde bedeckt hat. Es ist kalt, aber die drei gehen rüstig voran.

„Wann sind wir zu Hause, Vater?“



Der Alte nickt: „Bald, bald.“ Dann rückt er sich die Last auf den Schultern wieder zurecht und schreitet weiter. Ein kerzengerades Bäumchen trägt er auf seinem Rücken, einen jungen, kräftigen, kleinen Tannenbaum.

„Vater, warum stellen wir eigentlich die Tanne auf? Was bedeutet das?“

Sie sind aus dem Walde herausgetreten auf eine Lichtung, auf der sich der Blick weit über die hügelige Landschaft öffnet. Ganz unten ist Rauch zu sehen.

Der Bauer zeigt hinab: „Dort unten bereitet die Mutter das Julessen. Wir kommen zur rechten Stunde heim.“

„Ja, aber Vater, was bedeutet es, daß du jedes Jahr den Tannenbaum mitbringst, daß du immer mit uns zur Julzeit in den Wald gehst und keiner ein Wort dabei sagen darf, wenn du das Bäumchen holst?“

Der große, alte Bauer bläst in seinen buschigen Vollbart und legt dem jüngsten seiner Knaben die alte, schwere, rissige Hand auf die Pelzkappe: „Geh, horch mal an dem Baum dort, ob du etwas hörst.“

Der Junge geht auch ganz gehorsam hin, legt sein kleines Ohr an den Baum und kommt dann wieder: „Ich höre nichts, Vater!“

Der alte Bauer lächelt über sein windrotes, rauhes Gesicht, aus dem die große Nase hervorsteht und zwei kluge, alte, schelmische Augen leuchten: „Siehst du, wie du noch dumm bist! In dem Baum geschieht doch das größte Wunder in dieser Stunde, bloß du kannst es nicht hören.“

Der andere Junge mischt sich ein: „Sag, Vater, was meinst du damit?“

„Hast du, mein Junge, einmal im Sommer oder Frühjahr einen Ast oder ein Zweiglein vom Baum gebrochen? Was hast du an der Bruchstelle gesehen?“

„Das war Saft, Vater. Mutter sagt, das ist das Blut der Bäume.“

„Richtig, mein Junge, und wenn das Blut in den Bäumen ist, dann wachsen die Blätter, die Eiche trägt ihre Eicheln den Schweinen zur Nahrung, der Birnbaum trägt seine Birnen den Menschen zur Nahrung. Wenn du nun aber zur kalten Herbstzeit einen Zweig abbrichst, was ist dann?“

„Dann, Vater, ist kein oder sehr wenig Saft im Zweig, dann sind seine Blätter und die Früchte schon lange abgefallen. Das Holz ist dann beinahe wie tot.“

„Oder es schläft nur. Der Baum schläft, sein Saft sinkt immer tiefer in ihn hinein.“

„Und was sollte ich jetzt hören, Vater?“

„Jetzt, in dieser Stunde, da hat der Saft im Baum seinen tiefsten Stand erreicht und von nun an wird er wieder zu steigen beginnen, bis er im Frühjahr neue grüne Blätter und im Sommer Früchte bringt.“

„Oh, Vater, wie ist das schön! Und das ist immer so?“

Der alte Bauer hält still und zeigt mit dem Jagdspieß über die Landschaft: „Das ist immer so, das war schon so, als unsere Ahnen hier ihre Höfe bauten, und das wird noch sein, wenn tausend und aber tausend Jahre vergehen.“

„Aber, Vater, wie kommt das?“

„Du siehst doch die Sonne. Hast du einmal beobachtet, wie das im Frühjahr und im Sommer mit ihr ist?“

Nun mischt sich der andere Junge ein: „Ja, Vater, die Sonne steigt immer höher und höher, dadurch wird es immer wärmer, und schließlich steht die Sonne hoch oben auf der Höhe . . .“

„Ja, Jungens, das ist die heilige Stelle im Jahr, wo wir Sommersonnenwende feiern. Da freuen wir uns, daß das liebe Licht oben steht, auf uns alle herableuchtet und allen Dingen Leben und Wachstum gibt zu guter Ernte. Aber wißt

ihr, warum dann die großen Räder mit Stroh umwickelt in Brand gesteckt und drüben am Steinkreis den Berg herabgerollt werden?“

„Weil dann, Vater“, sagt der kleine Gunthar, „die Sonne wieder herabsteigt.“

Der Vater fährt fort: „Und wenn die Sonne nun immer tiefer und tiefer hinabsteigt, werden die Felder kahl und der Wald wird gelb und fahl, die Frostriesen und Eisriesen gehen über die Erde.“

„Und wenn die Sonne nun gar nicht wiederkommt?“ ruft der kleine Thietmar.

„Dann müßten wir alle sterben! Aber seht, Jungens, genau so wie das Leben in den Bäumen wieder steigt, so kommen alle Dinge in dieser Stunde wieder zum Leben. Denn diese Nacht ist die Mutternacht.“

„Warum nennt man das eigentlich ‚Mutternacht‘, Vater?“

Der alte Bauer geht rüstig voran, sagt dann nach kurzem Nachdenken zu den Kindern: „Weil in dieser Nacht alles Leben neu geboren wird. — Ich will euch eine schöne Geschichte erzählen: Einmal ist euer Urahn oben auf dem Steinkreis in der Sommersonnenwende zur Mitternacht gestanden. Und als er da so stand, da rief eine Eule hoch vom Baum. Die Eulen wissen ja die alten Dinge, Allvater Wotan hat seine Raben, die ihm von allen Dingen Bescheid tun, und Mutter Freia hat ihre Eulchen, die ihr alle geheimen Dinge erklären. Darum wissen die Götter dort oben mehr über die Menschen als die Menschen glauben, so wie Mutter und ich immer alles wissen, was ihr tut, ohne daß ihr das ahnt. Und als nun das Eulchen rief, sah euer Urahn vor sich eine Lilie erblühen und die Lilie sprach zu ihm: ‚Pflücke mich ab und schließe mit mir den Berg auf!‘ Da pflückte der Urahn die Lilie ab und schloß mit ihr den Berg auf. Da konnte er hundert Klafter tief in den Berg hineinschauen. Da drinnen aber . . .“

„Vater, das möchte ich auch einmal wissen, was dort unten im Berge war.“

„Ja, dort unten im Berge sah er eine Wiege, die war ganz von Gold, in der Wiege lag ein Kindlein im Strahlenkranz. Das Kindlein aber leuchtete wie die Sonne. Und als er das gesehen hatte, da schloß sich der Berg von selbst. Die Lilie war verschwunden, aber ihm selber war leicht und frei um das Herz.“

„Und das war die liebe Sonne, die nun im Winter wiederkehrt?“

Sie sind jetzt nahe an den alten, großen Hof herangekommen. Mächtig liegt er dort mit seinen schweren Holzbalken, mit den Pferdeköpfen über dem Dachfirst.

Der Vater sagt leise und ernst: „Ja, das bedeutet wohl die neue Sonne, oder wir wollen so sagen: Wenn die Frostriesen und Eisriesen alles Leben auf der Welt zum Erstarren bringen, wenn der Schnee wie ein Leinentuch über der Erde liegt, dann wird das goldene Kind geboren. Dann dreht sich das große Rad der Welt wieder zu neuem Leben. Das ist der fromme Glaube unserer Ahnen, Jungens.“

„Und warum hat Mutter in diesen Tagen nicht gesponnen?“

„Ehe denn das große Rad der Welt sich wieder dreht, in diesen stillen Nächten, stehen auch alle Spinnräder still, da wollen uns alle Dinge in der Welt daran mahnen, daß jetzt heilige Zeit ist. Und darum essen wir die rotbäckigen Äpfel, rot wie die Sonne, darum bekommt ihr die Nüsse, die aus zwei Hälften bestehen wie das Jahr und in denen der süße, lebendige Kern enthalten ist. Alle Dinge sind voll von der guten Ordnung. Sie alle wollen uns mahnen, daß wir auch mithelfen an dem guten Gang dieser Welt.“

Sie sind an das Tor gekommen. Da hebt der Vater den Jagdspieß und zeigt über das Hakenkreuz am Holzpfosten: „Seht das Zeichen, Jungens, das bedeutet den ewigen Weg der Welt; aus der Dunkelheit zum Licht und über den Tod zum neuen Leben! Und darum nehmen wir auch den grünen Baum in dieser Nacht in

das Haus und stellen ihn zu dem lebendigen Feuer am Herd. Und nun wollen wir fröhlich sein mit Mutter und allem Gesinde, denn wir Bauern sind der Götter nächste Freunde."

Die beiden Jungen sehen den Vater an: „Ist das so schön, Vater, so schön in dieser Welt?“

Der alte Bauer stößt das Tor auf: „Ja, das ist so schön in Mitgard, in unserer Welt! Wir säen das Korn und helfen so, daß viele Geschöpfe Nahrung haben, wir brechen den Acker, wir wehren dem Feind und dem wilden Tier. Wie Allvater gegen die Riesen und wie Donar mit seinem Hammer, so kämpften auch wir für das gute Dasein.“

„Aber die Götter müssen doch auch einmal sterben, hast du uns erzählt, Vater?“

„Die Götter sterben in der Götterdämmerung und fallen in ehrlicher Schlacht, aber dann kommt eine neue Welt, Balder, der lichte Frühling, kommt wieder, die Götter sind verjüngt wieder da und die gute Welt geht weiter. Auf jeden Herbststurm kommen die Frühjahrsstürme, ein Geschlecht der Menschen folgt auf das andere — aber die Welt geht ihren guten Gang, und in dieser geweihten Nacht wird allezeit das goldene Kindlein geboren, das der Welt einen neuen Schein gibt.“

\*

Lehrer Lukas klappt seine Zeitschrift zu.

„Viele Jahrhunderte haben unsere Vorfahren so die Wintersonnenwende verstanden“, schließt er seinen Unterricht, „Sieg der Sonne über die Finsternis, das ist Jul. Im Leben des einzelnen Menschen bedeutet das Weihnachtsfest Besinnung auf Familie und Volk. Weihnachten ist ein Fest der deutschen Familie und damit unseres Volkes. Für uns alle bedeutet es Liebe und Hingabe an Deutschland, dem wir mit allen unseren Kräften dienen wollen. Wenn ihr daheim mit euren Eltern und Geschwistern unter dem strahlenden Kerzenbaum steht, dann stehen mit euch in ganz Deutschland Millionen gleichföhlender und gleichdenkender Volksgenossen und so wie ihr singen sie aus tiefstem Herzen ihre Lieder und geben ihrer Liebe zueinander durch Geschenke und gute Worte Ausdruck.“

Damit erhebt sich Lehrer Lukas. „Schluß für heute!“ Er verläßt die Klasse und hinter ihm stürmen die Jungen und Mädels hinaus. Ihnen allen voran Dieter und Monika. Sie haben ja den weitesten Weg nach Hause.

\*

Unterwegs ruft Monika auf einmal erschrocken: „Ach, du meine Güte, jetzt haben wir den Wurzelsepp vergessen. Oder hast du ihn mitgenommen?“ Aber Dieter hat im Eifer des Hinausstürmens auch nicht mehr an den kleinen Freund gedacht.

„Da müssen wir eben wieder zurück“, sagt er, „schade, daß uns das nicht früher eingefallen ist. Jetzt haben wir schon den größten Teil des Weges hinter uns.“

Kurz entschlossen machen die beiden Waldbauernkinder kehrt. Im Laufschrift eilen sie zurück. Aber schon nach den ersten zwei Minuten ruft die Stimme des Wurzelsepps erstaunt: „Warum rennt ihr denn wieder zurück. Die Schule ist doch aus.“

Verdutzt bleiben die Kinder stehen. „Ach, du bist in meiner Schulmappe“, staunt Monika, „und wir glaubten schon, daß du noch in der Schule seiest.“

## KLV Lager erzählen...

### Die Eisprinzessin

In einem großen, reichen Lande im Norden regierte ein gütiger König. Er war so gut und weise, daß keiner mehr aus seinem Lande fort wollte.

Nun hatte dieser König eine Tochter, die gar lieblich anzusehen war, aber ein kaltes Herz hatte. Alles, was sie sich auch wünschte, schenkte ihr der König, sie lebte in Pracht und Glanz. —

Aber noch nie war ein Wort des Dankes über ihre Lippen gekommen, noch nie hatte sie sich liebevoll gegen ihr Mämchen gesie sich liebevoll gegen ihre Mämchen gelos und böse. Nichts konnte ihr Herz rühren, so daß die Leute von ihr sagten, sie habe ein Herz wie aus Eis, „die Eisprinzessin“. Das grämte den Vater gar sehr. —

Als die Prinzessin nun wieder einmal im Schloßpark weilte, hielt sie ein armes, altes Männlein an und bat um ein Almosen. Die Prinzessin jedoch stieß das Männlein zurück und sagte: „Geh mir aus dem Wege, du garstig altes Männlein, weißt du nicht, daß ich mit alten und kranken Menschen nichts zu tun haben will?“ Da wurde das Männlein sehr böse und schrie: „Warte, du stolze Eisprinzessin, das wird dich noch gereuen!“ Die Prinzessin jedoch lachte nur darüber und ging ihres Wegs. Doch schon recht bald merkte sie, daß sie den richtigen Weg verfehlt hatte und sich in einem fremden Wald befand. Sie eilte zurück, den richtigen Weg zu finden, drang jedoch nur noch tiefer in den Wald ein. Es wurde dunkel und der Mond trat seine Rundreise schon an, da stand die Prinzessin plötzlich vor einem großen, weißen Schloß. Sie mußte die Augen schließen, denn so sehr blendeten sie die hohen, weißen Mauern und das kristallartige Dach. Sie war entzückt und glaubte, es wäre alles aus Glas und Kristall — aber es war lauter Eis. Sie ging neugierig in das Schloß hinein, doch kaum war sie durch das schwere Tor, als es krachend und polternd hinter ihr zufiel und eine Stimme rief: „Empfange deinen Lohn — denn dieses Tor wird sich dir erst wieder öffnen, wenn du aus wahrer Liebe eine gute Tat vollbracht hast.“ Doch da die Prinzessin ja ein Herz wie aus Eis hatte, lachte sie wieder nur darüber. Im Schloß selbst sah sie prächtige, große Hallen mit glitzernden Eissäulen und die Decke schimmerte und flimmerte derartig, als wenn sie aus Diamanten bestände. In dem Festsaal war eine Tafel ganz herrlich hergerichtet mit den auserlesensten Speisen und Getränken. Um die Tafel herum saßen ganz feierlich und steif die Gäste und alles war so, als ob die Gesellschaft auf das Kommen der Prinzessin gewartet habe. — Es waren aber in Wirklichkeit leblose Eispuppen, die der Prinzessin Gesellschaft leisteten.



Das alles gefiel der Prinzessin zuerst recht gut. Sie hatte alles, was auch nur ihr Herz begehrte, das Eisschloß mit aller Pracht, einen wunderschönen Park mit den herrlichsten Eisblumen, so schön, wie sie kein Maler malen konnte, schöne Kleider, viel Gold und Silber. — Und doch, nach einigen Wochen schon war sie der Pracht überdrüssig und langweilte sich sehr. Von morgens früh bis abends spät war sie allein. Niemand lachte mit ihr, niemanden konnte sie ihr Leid klagen. Wenn sie durch die großen, leeren Räume ging und die stummen Eispuppen sie ansahen, weinte sie in bitterer Reue. — Oft rief sie in ihrer Not nach dem alten Männlein, mit dem Vorsatz, nur immer gut zu den Menschen zu sein. Jedoch kein Männlein erschien, kein Tor öffnete sich und sie mußte im Eishaus bleiben bei ihren kalten und steifen Gefährten.

So lebte die Prinzessin nun Jahre einsam und verlassen und war in der Zeit still und bescheiden geworden. Sie hatte schon alle Hoffnung auf Befreiung aufgegeben.

Da geschah es, daß gerade zur Wintersonnenwende sich ein armes Tagelöhnermädlein aufmachte, ein Tannenbäumchen für die kranke Mutter zu holen. Es verirrt sich und kam so vor das weiße Schloß. — Erst wagte es gar nicht, weiterzugehen, denn so etwas Herrliches hatte das Mädlein noch nie gesehen. Staunend sah es den Park mit den vielen Schnee- und Eisblumen. Das Mädlein faßte sich nun doch ein Herz, klopfte an das Schloßtor an und wollte um eine einzige Eisblume für das Mütterlein bitten, als das große Tor schon aufsprang und das erste Mädlein durch konnte. Da es aber niemanden sah, ruhte es sich auf einer Bank ein wenig aus und schlief ein.

So fand die Prinzessin das kleine, herzige Mädlein. Sie konnte es vor Freude kaum fassen, war es doch das erste Menschenkind, das ihr begegnete. Sie trug das erschöpfte Mädlein in ihr Schloß und wachte solange bei seinem Bettchen, bis es erwachte. — Dann mußte es ihr von dem kranken Mütterlein und der Not daheim erzählen. — Und so erzählte es auch, daß es sich ganz allein aufgemacht habe, für das Lichtfest ein Tannenbäumchen zu suchen. Die Prinzessin, die das Mädlein recht bald liebgewonnen hatte, war sehr gerührt und schenkte ihm all ihr Hab und Gut, um der armen Tagelöhnerfamilie zu helfen. — In der Abschiedsstunde holte sie ein zierliches Tannenbäumchen hervor und schmückte es mit vielen, vielen Lichtern, um es dem Mädlein zu schenken. Als nun der helle, warme Schein der vielen Lichter aufleuchtete, gab's ein gewaltiges Krachen und Rauschen und es war, als ob das ganze Eisschloß breche und schmelze. — Und wirklich, an Stelle des Eisschlusses stand ein prächtiges Schloß aus Marmor und Gold da. Durch den Saal kam ein wunderschöner Prinz. Er trug ein Wams aus rotem Samt mit schwerer Goldstickerei. Er lächelte die Prinzessin recht lieb an und sagte: „Erschrick nicht, denn ich komme, dir deine Befreiung zu verkünden. Du hast ohne Bedenken dein Hab und Gut verschenkt, um das Mädlein glücklich zu machen. Sieh, ich wollte vor vielen Jahren schon um dich freien, hörte aber von deiner Herzenskälte und verwandelte mich, um dich zu prüfen, in das alte Männlein. Du warst nun wirklich so abstoßend und böse, wie die Leute von dir erzählten. Ich besaß nun die Macht, dich in dem Eisschloß gefangen zu halten und konnte mit Freuden feststellen, daß dein eisiges Herz weich wurde und dich die Reue packte.“

Doch jetzt in der Zeit des Lichtfestes sei alles vergessen. Ich bitte dich, werde meine Gemahlin und eine gütige Herrscherin.“

Die Prinzessin sagte voll Freuden zu und es wurde eine so prachtvolle Hochzeit gehalten, wie sie wohl noch keiner im Lande gesehen. Den Festsaal schmückten viele Tannenbäume mit tausenden Lichtern zur Erinnerung an die Befreiung der Prinzessin.

## DIE ZAUBER- BLUME



Es war einmal ein armer Holzhauer, welcher Tag für Tag in den Wald ging, um sein tägliches Brot zu verdienen. Seine Frau und ein kleines Mädlein hatte er zu Hause wohnen, und für diese beiden mußte er auch sorgen. Eines Tages — es

war an einem Sonntagmorgenn — ging die ganze Familie über die Felder und das kleine Mädlein sprang lustig umher und haschte Schmetterlingen nach. Ach, war das eine Freude und ein lustiges Spiel, aber die kleine Ilse merkte gar nicht, daß sie sich immer weiter vom Wege entfernte, und bald hatte sie ihre Eltern aus den Augen verloren. So neigte sich langsam der Tag und die Dunkelheit schlich wie ein Gespenst über das Land. Nun erst merkte Ilse, daß sie sich verirrt hatte und fing an, bitterlich zu weinen. Wie sie nun so da saß und gar nicht wußte, was zu machen sei, sah sie, daß aus einer purpurroten Blume eine Fee heraussstieg und mit leichten Schritten auf sie zukam.

„Fürchte dich nicht“, sprach sie, „ich will dich beschützen, es soll dir kein Leid widerfahren“, und während sie das aussprach, reichte sie Ilse eine goldgelbe Blume, die in dem Abendrot wie ein blitzender Feuerball glänzte. Die gute Fee war auf einmal verschwunden und Ilse wunderte sich nicht wenig. „Ach, was soll ich nun hier anfangen“, sagte sie leise vor sich hin, aber dennoch steckte sie sich die Blume an ihr rotes Jäckchen und ging immer weiter in den Wald. Dort sollten ihre müden Glieder einmal Ruhe finden, und Ilse legte sich unter einen Baum, befahl sich Gott und schlief sanft ein. Die Strahlen der Sonne suchten schon eine Bahn durch die Bäume, als Ilse erst aufwachte. Sie stand auf, suchte sich Beeren, um den Hunger zu stillen, setzte sich dann auf die Waldwiese und wußte gar nicht, was sie tun sollte. Sie nahm die goldgelbe Blume und drehte sie aus Langleweilte immer herum, atmete zwischendurch den Duft der Blume ein und vertrieb sich somit die Zeit. Kaum aber hatte sie die Blume dreimal herumgedreht, als auf einmal ein kleines Zwerglein mit einem langen Bart vor Ilse stand. „Wie kann ich dienen“, sprach er. „Du sollst mir dienen, wie sonderbar“, entgegnete Ilse, „aber wenn schon, dann sollst du nicht umsonst zu mir gekommen sein. Mache, daß ich nach Huse komme.“ „Diesen Wunsch kann ich dir leider nicht erfüllen“, sprach der Wicht, „aber ich will dir sagen, daß die Blume eine Zauberblume ist, womit du alles erringen kannst.“ „Das ist ja schön“, sprach Ilse, „aber nun habe

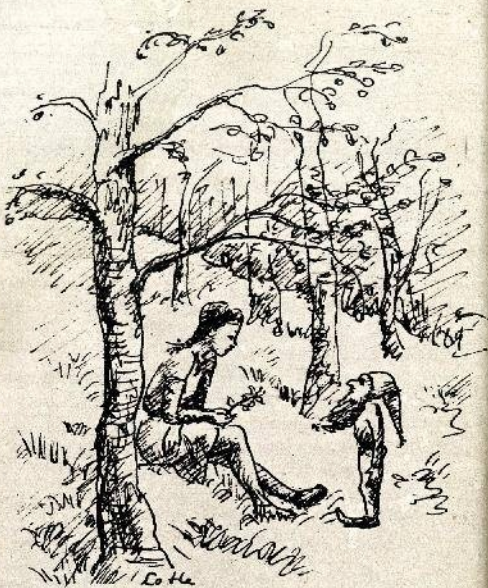
ich dich nicht mehr nötig."

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, nahm der Zwerg ein Tüchlein, schwang es dreimal um seinen Kopf, und weg war er. Erleichterten Herzens ging Ilse ihren Weg, und sie wußte gar nicht, welches Glück ihr noch bevorstand. Immer tiefer und tiefer ging sie in den Wald, und der Hunger machte sich immer stärker bemerkbar. Wieder mußten die Beeren als Nahrung dienen, und als Ilse die Blätter zur Seite schob, um sich solche zu suchen, sah sie einen goldenen Stein da liegen, voller Neugierde griff sie danach. Sobald sie ihn berührte, verwandelte sich der Stein in eine Taube und flog ihr immer voran. Mit eiligen Schritten versuchte Ilse der Taube zu folgen und sie nicht aus

den Augen zu lassen, das gelang ihr auch. Endlich lichtete sich der Wald und man hatte eine herrliche Aussicht auf ein Schloß. Dort hinein ging das Mädchen und schenkte dem König die Blume, worüber er sich herzlich freute, denn eine solche Blume hatte er noch nicht zu sehen bekommen. „Sag, wo kommst du her und wie kamst du in den Besitz der Blume?“ Ilse erzählte alles und der König bekam Mitleid mit dem Mädchen. Er sprach: „Du kannst bei mir bleiben, deine Eltern hole ich auch her ins Schloß. Ihr sollt von nun an froh und zufrieden leben.“ Das war eine große Freude für alle und sie lebten glücklich und zufrieden, bis Ilse später einmal Königin wurde. Die Blume aber kam in die Schatzkammer und wurde sehr gehütet.



Liselotte Schiffer, KLV-Lager Schloß Willigrad, Kr. Schwerin, Land Mecklbg.



MIT  
DEM

# KLV.-DAMPFER NACH UNGARN



## INS LAGER

In diesem Jahr fuhren zum ersten Male KLV-Lager auf der Donau nach Ungarn.

Ein Lager berichtet:

Nachdem wir jetzt schon 11 Wochen in dem schönen Ungarlande verweilen, wollen wir euch einiges von unserem Leben hier erzählen.

Nach einer 64stündigen Fahrt, die uns quer durch das ungarische Land führte, sind wir wohlgenut und munter hier in Előpatak angekommen. Viel Fremdartiges haben wir auf unserer langen Fahrt schon gesehen. Die ungeheure Weite der Puszta, große Rinder, die vor den Wagen gespannt auf ihren weitgeschweiften Hörnern schwere Lasten tragen, kleine rundgebaute Hütten, hohe Ziehbrunnen,

Bauern in weißer Tracht, die Beinkleider unten festgewickelt, daß sie die Strümpfe ersetzen, Frauen und Kinder, die barfuß laufen. Viele fremde Worte sind an unser Ohr gedrungen, deren einzelne Laute wir kaum nachzuahmen vermögen. Das Ungarland trat mit all seinen Schönheiten an uns heran. —

Der erste Sonntag in unserer neuen noch fremden Heimat sollte recht nett verlaufen. Schon morgens sehr früh kamen die ersten Volksdeutschen zu uns heraus und nahmen an unserer Morgenfeier teil, welche unter dem Thema „Deutschland“ stand. Anschließend hatten wir ein Frühlingsingen, und jedes Lager machte auf einem freien Platz eine Körperschule vor. Nachmittags kam dann das Schönste, und zwar der Hindernislauf, welcher von den besten Mädeln aus jedem Lager ausgetragen wurde. Die Sieger erhielten einen von den Volksdeutschen gesifteten Laib Brot. Als Abschluß dieses ersten Sonntags hatten wir eine gemeinsame Liederstunde mit den Volksdeutschen, auf welcher wir alte deutsche Volkslieder sangen. Auch jetzt noch sind sehr viele Volksdeutsche des Sonntags bei uns in Elöpatak. Aber immer treffen sie uns nicht an, denn meistens sind wir auf Fahrt, um die schöne Landschaft hier kennenzulernen. Sehr oft durchstreifen wir auch die Wälder nach Erdbeeren, denn diese gibt es hier sehr viel. Allerdings müssen wir auf diesen Wanderungen sehr vorsichtig sein, denn nicht weit von uns verläuft die rumänische Grenze. Haben wir auf diesen Ausmärschen einen höheren Berg erreicht, so können wir weit ins Land und nach Rumänien schauen. In der Ferne sieht man die Karpathen, und südlich von uns liegt Kronstadt, schade, daß wir da nicht einmal hin können. Das Schönste, was wir bisher erlebt haben, war eine Sonnenwendfeier. Schon Tage vorher hatten wir mit den Vorbereitungen zu tun. Reisig wurde gesammelt und getrocknet, damit das Feuer ja recht gut brenne. Von dem rumänischen Grenzzoffizier mußten wir erst Erlaubnis haben, das Feuer abbrennen zu dürfen, denn wir wohnen an der Grenze, und da kann so ein Feuer leicht als ein geheimes Zeichen gedeutet werden. Hierzu hatten wir Erlaubnis bekommen und schichteten am Sonntagmorgen einen großen Holzstoß auf. Petrus meinte es nicht gut mit uns, als sich dann gegen Abend der Himmel aufklärte, waren wir alle recht froh. Die Sonnenwendfeier fand auf einer Bergwiese statt, von welcher man einen herrlichen Blick auf das umliegende Land hat. Sprechchöre, Einzelsprecherinnen und eine Ansprache ließen uns die Feier zu einem großen inneren Erleben werden. — Am 28. Juni hatten wir unseren Reichsjugendwettkampf, wozu wir wieder viele Gäste eingeladen hatten. Morgens hatten wir erst eine Morgenfeier, dann traten alle Schafften zum Sportwettkampf an. Trotzdem wir keinen Sportplatz haben und vordem auch nicht viel üben konnten, haben wir doch ganz gute Leistungen erzielt. Der Nachmittag setzte sich aus Bodenturnen, einer „bunten Spielwiese“, Hindernislauf, Volkstanz und einer Körperschule zusammen. Am begeistertsten waren unsere Gäste von der Körperschule, es sah auch ganz prima aus, als alle 250 Jungmädle, fabelhaft ausgerichtet, nach Musik ihre Übungen vortrugen. Ebenfalls wurde das Märchen „Die Schildbürger bauen ein Rathaus“, welches von einem Lager aufgeführt wurde, mit viel Freude aufgenommen. Als Abschluß der Reichsjugendwettkämpfe 1942 fand die Siegerehrung statt. Auf diesen Augenblick hatten wir alle gespannt gewartet. Die Einzelsiegerinnen bekamen einen Anrechtschein für eine Siegenadel, und den 3 besten Schafften wurde eine Urkunde ausgehändigt. Abends fielen wir dann müde ins Bett, denn jede hatte ihr Bestes hergegeben. — Aber auch sonst bringt uns das schöne Ungarland viel Neues.

Manches wäre noch zu erzählen, aber wir hoffen, daß ihr euch nun eine Vorstellung von unserem Lagerleben machen könnt.

KLV-Lager Elöpatak



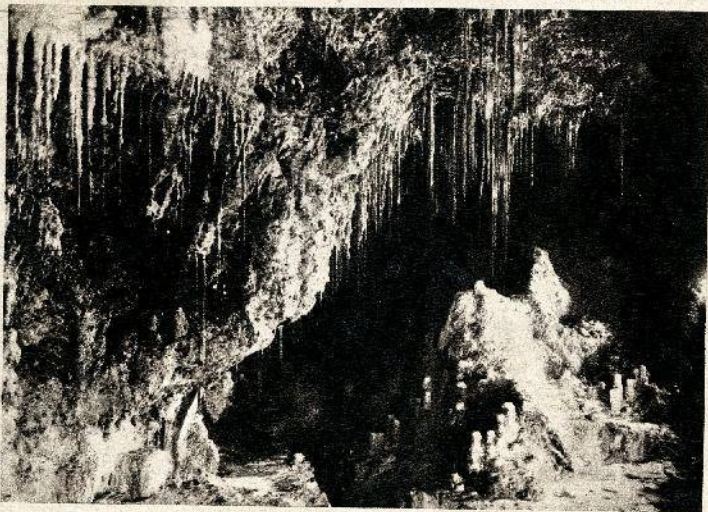
Die „bunten Grotten“ von Saalfeld, die durch das Vorkommen von äußerst seltenen Mineralien in den herrlichsten Farben schillern und durch dieses Vorkommnis einzig auf der ganzen Welt sind, verdienen mit Recht den Beinamen „Feengrotten“, denn tatsächlich feenhaft ist die Wirkung der verschiedenen Grotten in ihrer Farbenpracht auf den Besucher. Sie gehören zu den größten und schönsten Höhlen von Deutschland, vom Bahnhof Saalfeld aus in 20 Minuten bequem zu erreichen.

Schon zu Zeiten Luthers stand der Bergbau in der Gegend von Saalfeld auf höchster Blüte, hier ist das Reich der Alaun- und Vitriolbergwerke. Die Feengrotten verdanken ihre Entdeckung wissenschaftlichen Untersuchungen des Geologen Dr. Heß von Wichdorff, der bei Untersuchungen nach dem Vorkommen anderer Mineralien auf den Zugang der Grotte stieß und im Laufe der folgenden Jahre das Innere erforschte und durch bequeme Wege der Öffentlichkeit zugänglich machte. Während die Tropfsteinbildungen in anderen Höhlen meist aus Kalksinter bestehen, besteht hier die Tropfsteinbildung aus Diadochit; der Zauber der Farbzusammenstellungen wird auch durch diese Eigenart des Gebildes erhöht, denn ein Mehr oder Weniger an Eisengehalt gibt stets eine neue Farbnuance. Aber auch eine andere Naturserscheinung der Grotten macht diese anziehend; es ist das eigenartige der Tropfsteingebilde, wie es kaum ein zweites Mal zu finden ist; bogenförmig von der Decke herabhängende Stalaktiten, stabartige Gebilde, gleich Girlanden anmutende herabhängende Gebilde oder einer Stickerlei nicht unähnliche Verschlingungen, vom Boden emporwachsende Formen und andere kuriose Gebilde überraschen den Besucher, und nach der Eigenart dieser Gebilde hat man die verschiedenen Grotten benannt, so das Schachspiel im Märchendom, die Gralsburg usw.

Bei einem Besuch der Grotten betritt man zuerst die oberen Grotten, zu Ehren ihres Entdeckers respektive Erforschers die „Heß-von-Wichdorff-“ und

„Zimmermangrotten“ benannt, deren Wände und Decken mit in tausend bunten Farben schillernden Mineralgebilden behängt sind, die bei künstlicher Beleuchtung einen herrlichen Effekt geben. Die Diadochitgebilde finden wir in den Grotten in allen Farben, rot, braun, weiß, gelb, himmelblau bis zum Grünblau und dann in die tiefsten Töne verschwindend, an einer Stelle Diadochit in allen möglichen Farben, wiederum an anderer Stelle Allophan, blaugrün schilbernd, oder Melanterit in zartestem Himmelblau.

Die Gewässer der Grotten sind stark arseneisenhaltig und liefern Heilocker, in unmittelbarer Nähe dieser Gewässer finden wir meist grüne oder braune Pissophanminerale; der Hintergrund der Quellengrotte zeigt einen eigentümlichen versteinerten Wasserfall mit mehreren Kaskaden. Auf der Wanderung kommt man durch einen etwa 175 Meter langen Grottengang nach den unteren Grotten, nach dem herrlichen Märchendom, ein Naturwunder von seltener Pracht, wohl das Schönste der Grotte zu nennen; hier steigt aus schneeweißer Fläche die Gralsburg empor, links das „Schachspiel“, eine originelle Stalaktitenform, rechts prächtige Kaskaden. Der Märchendom hat eine Länge von 55 Metern, neben einer Breite von 13 Metern und einer Höhe von  $4\frac{1}{2}$  Metern. Hier finden wir sogar eine Brücke, die den Grottensee überspannt.



Streifzug durch die Feengrotten

Schon jetzt denken manche von Euch an ein Märchen, wenn sie die Überschrift lesen. Ja, es ist auch wie ein Märchen, aber anders, wie Ihr es Euch vorstellt. Einer denkt an dunkle Gänge, wo man so schön Gespenst spielen kann, oder die Mädchen an schaurige Höhlen, wo das Gruseln kommt und einem etwas über den Rücken läuft. Aber so sind sie gar nicht — die Feengrotten. Am Grottenelgang erwartet uns ein Führer in der Bergmannstracht. Er führt uns zuerst durch einen langen Gang zu dem jüngsten Teil der Grotten.

Hier sahen wir schon einige Tropfsteinbauten. „Hm, hm“, fragen sich hier einige wieder, „was sind Tropfsteinbauten?“ Der Führer erklärte uns: Das Wasser, welches von der Decke tropft, nimmt gelöste Minerale mit. Wer schon etwas in die Physik eingedrungen ist, der weiß auch, daß Minerale Stoffe sind, zu denen auch Erze gehören. Hier hatten wir es mit Alaun, Eisen und Phosphor zu tun. Also diese Minerale tropfen mit dem Wasser von der Decke und bauen sich auf dem Erdboden wie Sockel auf. Von der Decke aus natürlich ebenso. So kann es sogar vorkommen, daß beide Sockel zusammenwachsen und dann eine Säule bilden. Am reichsten macht jedoch die Farbenpracht die Feengrotten, die in ihnen herrscht. Wir kamen an die drei Grotten, die mit ihren Seen sich wunderbar spiegelten und in ihrer Farbenpracht glänzten. Hier erklärte uns der Bergführer auch, woher dieser Farbenreichtum kommt. Ihr wißt doch, daß jedes Metall seine eigenen Farben hat. Diese Farben alle untereinander gemischt, geben ein buntes Bild, mit der jede Grotte ausgestattet ist. Jetzt gingen wir in die schönste Grotte, die die Feengrotten aufzuweisen haben: in den Märchendom. Es mutete uns alles richtig märchenhaft an. Durch Scheinwerfer wurde ein künstlicher Sonnenauf- bis Sonnenuntergang gezeigt. Beim Sonnenaufgang trat im Hintergrund ein springender weißer Hirsch hervor. Dann schien sich der Hirsch in einen Wolf zu verwandeln, bis dann eine herrliche weiße Burg, genannt die Gralsburg, zum Vorschein kam. Wer von Euch möchte nicht dabei gewesen sein, als die Bergleute zum ersten Male auf diese Höhle stießen? Wer es nicht selbst gesehen hat, der kann sich natürlich keinen so klaren Begriff davon machen, und daher rate ich jedem von Euch, sollte er einmal nach Saalfeld in Thüringen kommen, so soll er ja nicht vergessen, sich die Feengrotten, die farbigen Tropfsteinhöhlen Deutschlands, anzusehen.

Heinz-Werner Plischke  
KLV-Lager 187, Wickersdorf (Thüringen)

## Hoher Besuch im Lager

In Freisling war ein Urlauber. Aber kein gewöhnlicher, sondern ein ganz besonderer. Hauptmann Voburger war nämlich Ritterkreuzträger. Einige Mädels hatten ihn schon gesehen. An einem Morgen folgten Frau Krüger und Fräulein Vielhaben einer Einladung des Bürgermeisters zu der Ehrung des Hauptmanns. Beim Mittagessen verkündete uns Frau Krüger, wenn wir artig seien, wolle sie uns etwas ganz Feines erzählen. Neugierig wie immer, war alles sofort still. Nun begann Frau Krüger: „Ich habe mit dem Ritterkreuzträger gesprochen — er will mal zu uns kommen, und dann dürft ihr fragen, soviel ihr wollt!“ Die letzten Worte hörte man schon gar nicht mehr. Ein Glück, daß Tüntenhausen und Freisling weit weg waren, sonst hätten die Leute einen Schreck gekriegt! Es brach nämlich ein Sturm der Freude los. Wir waren das einzige Lager, zu welchem Hauptmann Voburger kam. Frau Krüger hatte ihm erzählt, daß wir immer „so artig“ wären. In der nächsten Woche wollte er kommen. Montag in der letzten Stunde wurde Frau Krüger ins Telefon gerufen. Freudig erregt kam sie zurück. „Kinder, macht zu, ordnet alles, macht sauber, holt Blumen, der Ritterkreuzträger kommt um 3 Uhr!“ Mit Freudengeheul stob alles auseinander. Ich holte Blumen, viele Veilchen. Massen von Blumen kamen zusammen, auf jedem Tisch standen zwei Vasen. Hier waren Anemonen und Primeln, dort Veilchen und auf dem Tisch des Besuches waren Tulpen und Narzissen. „Sein“ Platz war bekränzt mit Blumen. Frau Schwaiger backte Pflaumen- und

Apfelkuchen, welcher appetitanregend im ganzen Haus duftete. Hier dichteten Margit und Lieselotte ein Gedicht, dort lernte Lorch ein. Irmgard mühte sich ab, uns einen Gesangswillkommengruß beizubringen. Schließlich standen alle draußen Spalier. Als Hauptmann Voburger ankam, sangen wir unsere Fanfare. Grüßend schritt er vorbei. Als wir dann im Speisesaal waren, wurden die beiden Gedichte aufgesagt. Nachdem wir unseren Kuchen verzehrt hatten, durften wir fragen. Ursula Krüger fragte, wie er seine Auszeichnungen erhalten hat. Zuerst stockte er etwas, weil er sich nicht loben wollte, und doch nicht es verhindern konnte. Alle hörten gespannt zu. Dann fragten wir weiter nach Menschen, Flugblättern usw. Wir bekamen immer mehr Achtung vor ihm. Zuletzt sagte er noch, seine tapferen Soldaten haben die Auszeichnung verdient, nicht er allein. Frau Krüger dankte ihm dann für die schönen Stunden. Als sein Urlaub zu Ende war, durften wir ihm am Bahnhof Lieder singen. Eine besondere Freude ist es mir noch gewesen, daß ich ihm meinen Veilchenstrauß geben durfte.

Hannelore Gragerl, 14 Jahre  
Freising / München, KLV-Lager Kloster Wies



KLV-Lager Hotel  
Stern, Burg Kunstadt,  
hilft überall, wo es  
was zu tun gibt

## Mein erster Hirsch. Ein kleines Erlebnis in dem KLV-Lager

Wir befanden uns auf einer Waldwiese in der Tatra. Wir machten ein Geländespiel. Unsere Gruppe bestand aus 30 Mann. Unser LMF. war unser Gruppenführer. Er teilte mich zu einem Stoßtrupp ein. Wir sollten feindliche Späher gefangennehmen. Es dauerte gar nicht lange, da erfaßten wir drei Späher. Ihnen wurde das Halstuch abgenommen. Wie wir nun so dahin schlüchlen, krachte es im Unterholz. Wir drehten uns um und sahen einen Hirsch aus dem Dickicht brechen und in wilden Sätzen über die Wiese galoppieren. Als er wieder verschwunden war, sagte ich leise: „War det en Biest!“ Dann schlüchlen wir weiter. Wir erfaßten dann noch sechs Späher und nahmen ihnen ihre Fahrtentücher ab. Dann zogen wir zurück. Wir meldeten es unserem LMF. Der faßte schnell einen Entschluß. „Wir machen einen Angriff“, sagte er. Schnell brachen wir vor, drangen ins feindliche Lager ein und überumpelten sie. Meldung. Als der Kampf zu Ende war, zogen wir singend heim.

KLV-Lager Miramonti, Ober-Schmecks, Lager 200



Am Donnerstag abend, gleich nach der Ausgabe der „Jungen Heimat“, kamen meine Jungen ganz aufgeregt zu mir:

„Lagermannschaftsführer, hier ist ein Bericht von der alten Mannschaft des KLV-Lagers, in unserm Schloß soll eine Leichenkammer sein.“

Dann konnte ich es ja auch lesen: „Eine Leichenkammer, die keine war“ — und dann der fast unheimliche Bericht darüber.

Wir hatten die Leute im Dorf schon oft reden hören: „Im Schloß gibts noch viele geheime Gänge und eine alte Gruft.“ Wir hatten schon manchmal nachgesehen, aber nichts gefunden. Doch nun hielt uns die Abenteuerlust gepackt. Gleich am nächsten Tage machte sich die ganze Lagermannschaft daran, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Alle Ecken und Nischen wurden durchstöbert, die Wände beklopft, der Keller durchsucht — kurz, das ganze Schloß wurde auf den Kopf gestellt. Abends wurden dann die Forschungsergebnisse gesammelt. Dabei stellte sich folgendes heraus: ein unterirdischer Gang, der einstmals bestanden hatte, war bei dem Kesseleinbau vermauert worden. Teddy, unser Pffikus, hatte aber noch eine große Entdeckung gemacht. Im nördlichen Anbau hatte er einen schmalen Schacht entdeckt, der in die Tiefe führte. Die Tiefe wurde ausgelotet, und dann unternahm ich am nächsten Tag den ersten Versuch zum Abstieg. Oben hielten ein paar Jungen das Seil, dann konnte es hinuntergehen. Der Schacht war sehr eng und hatte mehrere Knickte, so daß es schwer war, hinunterzukommen. Plötzlich rutschte ich mit den Füßen ab, fiel ein Stück und fand mich dann in rabenschwarzer Dunkelheit wieder. Die engen Schachtwände waren verschwunden, ich mußte mich also in einem größeren Raum befinden. Ich griff in die Tasche und zündete ein Streichholz an. Im aufflammenden Licht sah ich, daß ich mich in einem niedrigen Gewölbe befand. An den Seiten waren kleine Öffnungen, im Hintergrund führte eine Treppe in die Höhe. Nach etwa 15 Stufen war sie vermauert. Die Jungen oben riefen schon nach mir, sie wunderten sich über mein plötzliches Verschwinden. Am Seil ließen sie mir dann eine Taschenlampe hinunter, und ich besah mir die rechteckigen Öffnungen im Gewölbe. Da fuhr mir aber doch ein kalter Schauer den Rücken hinab. Dort lagen nämlich in zerfallenen Särgen halbverweste Gebeine. Der Schein der Lampe fiel auf einen halbverwesten Totenschädel und zum Teil noch erhaltenen Knochen. Ich befand mich also hier tatsächlich in der solange gesuchten Gruft. Der Eingang war vermauert worden, ja, das sah man, ebenso zwei Schächte, die man noch erkennen konnte. Nur der eine Luftschacht war offengelassen worden, und durch den war ich nun heruntergekommen. Von meinen Jungen wurde mir ein Fotoapparat heruntergelassen, ebenso ein Blitzlicht. Als Beweis machte ich eine Aufnahme von der Gruft und ließ dann den Apparat zusammen mit einem Stück uralten Sargbrettes hochziehen. Dann kehrte ich dem schaurigen Gemäuer den Rücken und begann den schweren Aufstieg, der wegen des engen Schachtes ziemlich lange dauerte. Endlich war ich wieder oben und wurde sogleich mit Fragen bestürmt.

Und ihr Jungen, die ihr vor uns hier waret, seht euch das Bild an. So sieht die Gruft aus, die ihr suchtet und die wir fanden.

Gerhard Streuber, Lagermannschaftsführer, KLV-Lager Schloß Schuy

# Eine Mammutjagd

Dieser Vorgang vollzog sich in der Gegend, wo wir im Augenblick wohnen: Herrlich bei Dux im Sudetenland.

In einer dunklen Felsenhöhle hocken stumpfsinnig einige Steinzeitmenschen. Die andern sind auf Jagd. Denn schon viele Tage haben sie fast nichts, um ihren Hunger zu stillen. Die Kinder wimmern kläglich. Vor der Höhle sitzen um ein kleines Feuer einige nur mit einem Lendenschurz aus Fell bekleidete Männer. Einige von den Alten mühten sich ab, aus Steinen Waffen oder Werkzeuge herzustellen. Im Feuer liegen einige Zweige mit Waldobst, damit es etwas genießbarer würde.

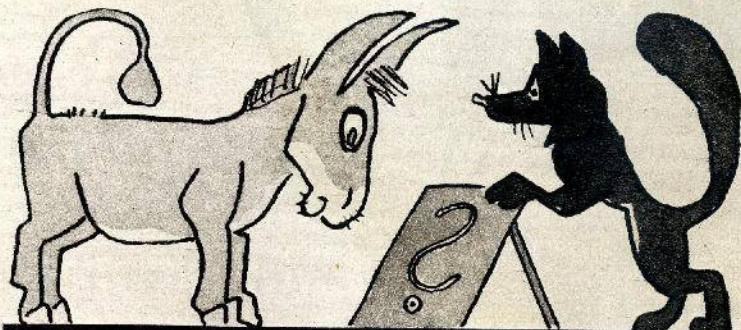
Das Feuer hatte die Sippe erst einige Wochen. Bei einem Unwetter wurden durch Blitze einige Bäume in Brand gesetzt. Als das nächste Unwetter kam und wieder ein Baum in Brand geriet, wurde schnell ein brennender Ast zum Lager geschafft. In der Nähe des Feuers lagen immer große Haufen Holz. Tag und Nacht hockte eine Wache da, damit das Feuer ja nicht ausgehe.

Ein Jäger dieser Sippe durchstriefte das unendlich weite Felsengebirge. Plötzlich entdeckte er eine gewaltige große Spur. „Mammut!“ schoß es ihm durch den Kopf. Jetzt lief er, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, zu seinem Lager zurück. Sofort wurde eine große Mammutfalle gegraben. Ein tiefes Loch, vielleicht 4x8 m groß, mit leichten Stämmen und Zweigen bedeckt, wurde ausgehoben. Das dauerte sehr lange, trotzdem Männer, Frauen, Kinder und Greise halfen. Eine Wache blieb bei der Falle. Alles andere zog sich zur Höhle zurück. Eine große Hoffnung war über die Sippschaft gekommen. Bald würde Fleisch im Überfluß da sein. Für Wochen, nein sogar für Monate würde es reichen. Oder? — Aber an dieses „Oder“ dachte keiner der hoffnungsvollen Menschen.

Es waren schon wieder Tage und Wochen vergangen. Der Hoffnungsschimmer wurde immer schwächer. Denn es halte sich noch kein Wild gezeigt. Die meisten waren schon halb verhungert. Wie der leibhaftige Tod sahen sie aus. Die Backenknochen traten weit hervor, die Augen lagen tief in den Höhlen. Die Sippschaft bestand nur noch aus Haut und Knochen.

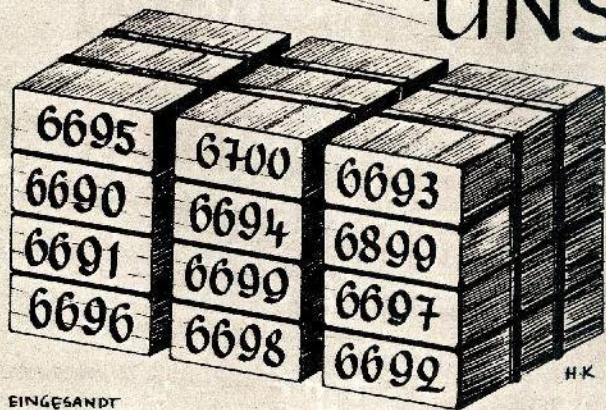
Da endlich kam die erlösende Botschaft. „Ein riesenhaftes Mammut ist in der Falle!“ Sofort zogen sämtliche Krieger zu ihr hin. Mit Lanzen, Keulen, Steinbeilen, Bogen und Pfeilen waren sie bewaffnet. Unter diesen wirksamen Waffen hatte das Mammut jetzt zu leiden. Am Anfang wagten die Höhlenmenschen sich nicht in seine Nähe. Nur aus einiger Entfernung werfen oder schleudern sie ihre Speere und Steinbeile. Oder ein Pfeilhagel geht auf das Mammut hernieder. Doch mit der Zeit werden sie immer tollkühner. Sie kommen näher heran. Ein Übermühter springt sogar auf den Rücken des Tieres. Nun bearbeitet er es mit Steinbeil und Lanze. Doch bald ist er abgeschüttelt, rutscht in die Grube und wird von den Riesenfüßen des Mammut zerstampft. Noch ein Jäger, der sich zu nahe heranzuwagte, wurde mit dem Rüssel ergriffen und auf dem Felsen zerschmettert. Aber das Riesentier wird immer schwächer. Jetzt erscheint auch die übrige Sippe der Urmenschen mit Steinblöcken. Diese werden nun an die empfindlichsten Stellen des Mammut geworfen. Auch Frauen und Kinder beteiligen sich. Das Untier bricht jetzt entkräftet zusammen. Nach einigen Stunden ist es tot. Die besten Stücke werden im Triumph zum Lager geschleppt. Roh fressen die Urmenschen große Stücke von dem Fleisch auf, so sehr hat sie der Hunger gequält. Als sie sich erst einmal gesättigt haben, werden die Fleischmassen des Mammut nach der Höhle gebracht. Die Zeit des Hungers ist vorbei! Nun können sie wieder lange Zeit aushalten!

Harald Bergemann



**HALT, ICH HAB'S \* UNSERE RÄTSELECKE**

WER HILFT UNS



EINGESANDT  
VOM K.L.V. LAGER CARLSFELD/ERZGEB.

WIR HABEN FÜR UNSER LAGER DIESE 12 KISTEN BEKOMMEN. DER LGMF. STEHT VERZWEIFELT DAVOR, DIE FRACHTBRIEFE MIT DEN NUMMERN HAT ER IN DER HAND. EBEN, BEIM ABLADEN, HAT NOCH ALLES GESTIMMT. 12 KISTEN WAREN ES, ALLE NUMMERN WAREN DOCH EBEN DA! NUN FEHLT DIE KISTE MIT DER NUMMER 6680. -- WER KANN UNSERM LGMF. HELFEN?



# ROSSELSPRUNG



reppen

RICHTIG GESPRUNGEN BEKOMMST DU EINEN AUSSPRUCH DES GRÖSSTEN DEUTSCHEN STAATSMANNES UND SEINEN NAMEN.

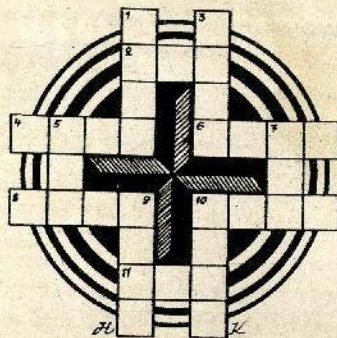
## Rätsel

VON  
HANS WITTMACK  
K.L.V.-LAGER  
SCHWABEN 80  
SCHWEINSPERINT  
BEI RAIN AM LECH

BEDEUTUNG DER EINZELNEN WÖRTER:

1. FLUSS IN ASIEN/
2. BELIEBTES KINDERSPIELZEUG/3. WINDSTILLE SEITE DES SCHIFFES/4. SCHUTZMATERIAL, GEGEBTE TIERHAUT/5. GRIECHISCHER BUCHSTABE/6. EMPFANGSGERÄT/7. NEBENFLUSS DER DONAU/8. VERWANDTER/9. MÄNNLICHER VORNAME/10. WEIBLICHER VORNAME/11. EINANG, DURCHGANG/12. BEKANNTE HÖLSENFRUCHT/13. WEIBLICHES HAUSTIER/14. NACHTVOGEL/15. TIERERZEUGNIS, NÄHRUNGSMITTEL.

DIE ERRATENEN WÖRTER SIND SO IN DIE FIGUR EINZUSETZEN, DAS SIE SENKRECHT UND WAAGERECHT DIE GLEICHE BEDEUTUNG HABEN.



## GEKREUZTE WEISHEIT

VON HARRI GROSS  
SPINDLERBAUDE

waagrecht: 2. Tier, 4. stumpf. Gebiet, 6. Tierprodukt, 8. Germ. Gott, 10. Kind. Bezeichnung f. Mutter; 11. Haustier.  
senkrecht: 1. männl. Schwein, 3. Nahrungsmittel, 5. alt. (engl.) 7. Körperteil, 9. Schalenfrucht, 10. schumpfl. Bezeichnung für Mund.

Visitenkarten =  
Fätsel

KURT  
F. Lange

Wo  
wohnt der Herr?

### AUFLÖSUNGEN DER RÄTSEL AUS HEFT 11:

Schneckenrätsel: 1—2 Aster, 2—3 Rose, 3—4 Eiche, 4—5 Erika, 5—6 Anemone, 6—7 Edelweiß, 7—8 Stiefmütterchen, 8—9 Narzisse.

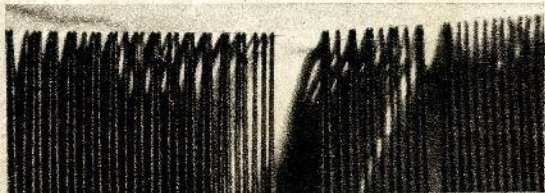
Silberrätsel: 1. Bernhard, 2. Reiter, 3. Eiche, 4. Siemens, 5. Lettland, 6. Akazie, 7. Ungarn, = Breslau—Dresden.

Silberrätsel: 1. Alpen, 2. Sabine, 3. Tadel, 4. Erik, 5. Rose, 6. Nappa, 7. Erlas, 8. Leutnant, 9. Kaese, 10. Eber = Astar—Nelke—Aster.

Viereck: 1. Madeira, 2. Dresden, 3. Irdisch, 4. Anndhen.

Rätselkreuz: 1. Europa, 2. Akelei, 3. Muecke, 4. Spaten.

Gripsmassage: Die Aufnahme stellt eine Flaschenbürste dar.



# GRIPS M A S S A G E

## Rätselhaftes Foto? Wieso? -- Tatsächlich, rätselhaftes Foto!

Wir drehten das Foto so herum und so herum. Nach allen Seiten drehten wir es. Ganz schwindelig wurde uns zuletzt. Und es wollte und wollte uns nicht gelingen, dahinterzukommen, was es eigentlich darstellt. Klar war, daß da irgendwelche Linien laufen und zweimal die Reihe auf sehr merkwürdige Weise unterbrochen ist.

Soviel stand fest. Immerhin etwas, aber es war nicht genügend, um die Frage zu klären, was die Aufnahme bedeutet.

Was war da oben und unten bei dem Foto? Überhaupt....?!

## Wer kennt seine Heimatstadt?

Berliner  
Jungmädler und Pimpfe  
vortreten!



Wer sieht aus welchem Teil  
Groß-Berlins diese Aufnahmen  
stammen?

ABSENDER: \_\_\_\_\_



POSTKARTE

Postkarte der „Jungen Helmer“, Foto: B.-A.-KfV, (Adolf Schmidt)

ABSENDER: \_\_\_\_\_



POSTKARTE

Postkarte der „Jungen Helmer“, Foto: Bildarchiv KfV.

## Unser Ziel bis zum 31. Dezember 1942

Auf folgenden Gebieten wollen wir in jedem Lager das aufgezeigte Ziel erreichen:

Jungvolk

Jungmädels

### Morgensfeiern:

- 6. 12. 42 Von deutschem Geist und deutscher Tat
- 20. 12. 42 Der Glaube siegt

### Heimnachtsfeier:

Das Jahr im Brauchtum

### Spiel, Sport, Leibesübungen:

Siehe Ul. 11/42

- Grundgymnastik
- Partnerübungen
- Bewegungsaufgaben
- Spiele

### Die Richtblätter „UNSER LAGER“

werden auf Befehl des Beauftragten des Führers für die erweiterte Kinderlandverschickung herausgegeben von der Reichsjugendführung

### Dienststelle Kinderlandverschickung

Schriftleitung und verantwortlich: Oberbannführer Gerhard Dabel  
Für die Mädelarbeit: Bannmädelführerin Gretel Seelig  
Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 45

Ein Exemplar jeder Nummer ist als Belegstück in den Akten des Lagers zu sammeln

**Erscheint monatlich**

Druck: Otto Hellwig & Co. Berlin-Wilmersdorf, Unlandstraße 61  
Verleger-Nr. 27 697



# 12

DEZEMBER  
1942

# UNSER LAGER

Richtblätter für die  
Dienstgestaltung  
in den Lagern der KJ

VERBINDLICH FÜR LAGERLEITER, LAGERLEITERIN, LAGERMANNSCHAFTS-  
FÜHRER UND LAGERMÄDELSCHAFTSFÜHRERIN

sich um ihn stritten; die eine von unten zog ihn hinab, aber die andere hob ihn empor, ward stärker und fordernder und hielt ihn am Leben, das er fortzuwerfen schon willens gewesen war. Zwar hatten sich die bitteren Tage voller Mutlosigkeit und Mittellosigkeit nicht gleich gewandelt; aber dann waren die dreißig Gulden angelangt, die der ehrliche und so treue Streicher, von seiner Mutter erbeten hatte, und man hatte erwägen können, an welchem Orte man sich wohl für eine Zeitlang niederlassen könne, billiger und wohlfeiler dort zu leben als in dem teureren Frankfurt, um zunächst den „Fiesko“ wie gewünscht umzuarbeiten und zu beendigen. — Der Regisseur Meyer hatte auf Oggersheim hingewiesen, ein kleines Städtchen, eine Wegstunde von Mannheim entfernt.

So waren denn Schiller und Streicher nach Oggersheim übersiedelt und hatten im Gasthaus „Zum Viehhof“ Quartier bezogen. Um der größeren Sicherheit willen und um alle Spuren zu verwischen hatte Schiller sich den Namen Schmidt beigelegt. — Die Bleibe war mehr als kümmerlich, die Mittel äußerst beschränkt, man konnte sich ausrechnen, wie lange die dreißig Gulden reichen würden. Man schlief in einem gemeinsamen Bett und sparte am Essen, soviel man konnte. — Nun hätte er sich ja sehr wohl an den „Fiesko“ setzen müssen, um den zu fördern und dann womöglich zu Geld zu machen; aber seit der Abreise von Mannheim hatte ihn der Genius am Schopfe genommen und auf ein ganz anderes Feld gesetzt, und nun lebte er in dem bürgerlichen Trauerspiel, der „Luise Millerin“. Er hatte das neue Stück gut fördern können. Streicher hatte auf dem kleinen Klavier, das alle Zeiten der abenteuerlichen Flucht mitgemacht hatte, spielen müssen, und die Szenen waren gut fortgeschritten. — Ende Oktober dann war die kleine Barschaft zusammengeschmolzen. Da hatte er sich nun doch von dem bürgerlichen Spiele gerissen und an den „Fiesko“ gemacht, allerdings widerwillig genug, ohne einen Reiz dabei zu empfinden. Auch gab es da immer noch Zweifel, welchen Lebensausgang er dem Helden geben sollte. — Gegen den 8. November hatte er dann endlich das sauber geschriebene Manuskript nach Mannheim zu Meyer gebracht, der es dem Freiherrn von Dalberg weitergeben sollte. Und dann war wieder Zeit des Wartens gewesen. —

Acht Tage schon hatte Dalberg die Handschrift bei sich, und noch immer hatte er sich nicht zu einer Antwort bequemt. Streichers Gulden gingen bedenklich auf die Neige; Schiller hatte sich seiner Uhr entäußert, um die geringen Barmittel ein wenig zu strecken; schließlich mußte man doch den Wirt bitten, Logis und Zeche anzukreiden. Ja, Streicher hatte sich, obwohl es ihn schwer ankam, genötigt gesehen, das Quartier im „Viehhof“ aufzugeben und ein billiges Zimmer im Orte zu beziehen. In dieser argen Not hatte Schiller dem Mannheimer Intendanten einen Brief zugesandt: „Ich lebe gegenwärtig in der größten Erwartung, wie Euer Exzellenz meinen „Fiesko“ befunden, und wie sich überhaupt meine Voraussetzungen von dem Stück bestätigt oder nicht bestätigt haben ... Wenn Eure Exzellenz auch jetzt noch keine Entscheidung über die Theaterfähigkeit desselben geben können, so bitte ich mir indessen nur das Urteil des Dramaturgen überhaupt aus, welches mir äußerst willkommen sein wird. Ich logiere hier im Viehhof unter dem Namen Schmidt, wenn Eure Exzellenz mich mit einer Antwort beehren wollen.“ — Sie kam kurze Zeit danach,

Dalberg ließ dem Dichter durch den Regisseur Meyer mitteilen, das Trauerspiel „Fiesko“ sei auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar, folglich könne dasselbe weder angenommen noch dafür etwas vergütet werden. —

Zwar war selbst dieser für jeden anderen niederschmetternde Entscheidung nicht imstande gewesen, den Stolz der edlen Seele des Dichters zu brechen, wenn es ihm auch furchtbar war, sich zu erinnern, was er seit der Flucht aus Stuttgart an Hoffnung, Arbeit, Zeit, Geld die letzten zwei Monate hindurch geopfert hatte, um dann nur schmeichelnde, leere, glatte, hohle Worte dafür zu erhalten, aber keine Tat, keine Hilfe, nicht die Spur einer nennenswerten Entschädigung. All dies übergenug, ein großmütiges Herz zu zernagen. Doch hatte man keine Silbe der Entrüstung über die willkürliche Behandlung von ihm vernommen; er hatte sich damit begnügt, gegen Meyer zu äußern: er habe es sehr zu bedauern, daß er nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereiset sei. — Dann hatte er das im Augenblick Beste getan und dem Buchhändler Schwan den „Fiesko“ für den Druck angeboten. Dieser, sowohl als Gelehrter wie als Verleger im Rufe eines vorzüglichen Mannes, hatte sich, nach erfolgter Kenntnisnahme des Inhalts, sofort erboten, den gedruckten Bogen mit einem Louisdor zu honorieren und dem Autor sogleich zehn Louisdore auszuzahlen, gerade soviel, besagte Kreidestriche auslöschen zu lassen und ein paar notwendige Kleidungsstücke für den Winter anzuschaffen. — Nach Lage der Dinge war nun ein weiteres Verweilen in der Pfalz unnötig und sinnlos geworden. — Er war jetzt wieder mitten in dem Strom; der faßte ihn und trieb ihn weiter. Wo ist ein Ufer, an dem er landen kann —, das Rettung und Berge bietet vor dem reißenden, niederziehenden Element? — In dieser Verlassenheit gedachte er eines Anerbietens, das ihm noch in Stuttgart, als der Gedanke der Flucht in ihm aufgetaucht war, die Mutter eines Kameraden auf der Akademie gemacht hatte. — Frau Henriette von Wolzogen, Besitzerin des Rittergutes Bauerbach bei Meiningen, sah sich nach dem frühen Tode ihres Mannes im Besitz sehr mäßiger Mittel, die zu gering waren, eine standesgemäße Erziehung ihrer vier Söhne und einer Tochter im Hause zu gewährleisten. Die Tochter wurde mit Hilfe der Herzogin von Gotha, einer meiningischen Prinzessin, in einer Pension in Hildburghausen untergebracht, während die Söhne der Herzog von Württemberg, gegen ein geringes jährliches Kostgeld, in seiner Stuttgarter Militärakademie aufnahm. Mit dem ältesten der Söhne, Wilhelm, hatte Schiller acht Schuljahre gemeinsam verbracht; die jungen Leute hatten sich ziemlich gleichgültig gegenüberstanden und waren sich meist ausgewichen, während die Mutter, abwechselnd in Bauerbach und in Stuttgart lebend, regen Anteil am Geschick des vielgenannten dichtenden Militärschülers und späteren Regimentsmedikus nahm. Dieser hinwiederum, von früh an nach fraulicher Zuneigung und Wärme verlangend, dankbar für jedes Zeichen einer Gunst, blickte in wacher Verehrung zu der um vierzehn Jahre älteren Frau empor. Sie hatte damals dem Fluchtbereiten angeboten, ihn, solange er von seiten des Herzogs eine Verfolgung zu befürchten hätte, auf ihrem Gute im Meiningischen als lieben Gast zu beherbergen. Jetzt nun, da der Heimatlose eines Zufluchtsortes bedurfte, erinnerte er sich dieses Anerbietens und bat die in Stuttgart weilende selbstlose und wagemutige Beschützerin, ihn in der Not nicht zu verlassen und bei sich aufzunehmen. — So hatte er

denn, nach einem schmerzlichen Wiedersehen mit Mutter und Schwester, in Bretten, auf der Mitte des Weges zwischen Stuttgart und Mannheim, und nach einem stummen Abschied von Streicher, dem Treuesten der Treuen, Oggersheim, nach einem zwecklosen Aufenthalt von sieben Wochen, Ende November, verlassen.

Immer noch fuhr der Postwagen. Aus Tag wurde Nacht und aus Nacht wurde Tag. Bei guter Jahreszeit rechnete man für den Weg vom Rhein bis Meiningen etwa vier Tage; aber die waren schon längst vorüber, und man war noch immer nicht an Ort und Stelle. — Es stürmte und schneite; mühsam zogen die Pferde den schwerbepackten Wagen durch über die zugewehrten Straßen. Endlich, am 7. Dezember, vormittags, langte man in Meiningen an. Fast eine Woche war man unterwegs gewesen. Nach einem kurzen Aufenthalt, den er dazu benutzte, die Bekanntschaft des ihm von Frau von Wolzogen empfohlenen Meininger Bibliothekars Reinwald zu machen, an der Mittagstafel im Gasthaus „Zum Hirsch“, begab er sich am Nachmittag auf den Weg nach Bauerbach. Er schritt die Straße im Werratal entlang bis Untermaßfeld, dann seitwärts einen beschwerlichen Pfad hinauf, endlich durch tiefen Schnee in das Bauerbacher Tal hinunter. Zwei Stunden brauchte er für die Wanderung; es war schon dunkel, als er ankam. Aus den einsamen Hütten am Wege flackerte hier und da ein Licht, dem müden Wanderer Zuflucht versprechend. Mitten im Dorfe, an der Kirche, stand ein Mann mit einer Laterne; der brachte ihn in das Wolzogensche Haus. Er ging in den Hof, durch die Haustür, eine Treppe hoch, in die ihm bestimmte Stube. O wie wohl fühlte er sich gleich! Im großen, breiten Ofen war geheizt, wohlthuende Wärme umfing ihn. Vor den zwei kleinen Fenstern waren weiße Vorhänge vorgezogen, auf dem Tisch war Abendbrot zurechtgestellt. Dort an der Wand stand das Bett, weiß überzogen und zu langem Schläfe nach böser Fahrt einladend. Er aß ein wenig und legte sich nieder. Am nächsten Morgen dann sah er sich im Hause um und in der Umgebung.

Es schaute nicht aus wie das Wohnhaus einer adligen Familie, mehr wie ein ordentlich gehaltenes Bauernhaus, die Langseite mit der Tür auf den seitlichen Hof gerichtet, die schmälere mit dem hohen Giebel nach der Dorfstraße zu, davor ein kleiner, umzäunter Garten, darin zwei schlanke, hohe Pappeln; am rückwärts gelegenen Hinterhof Stall und Scheune, dahinter ein Baumgarten, groß und weit. Gegenüber dem Hause die winzige Kirche. Die Landschaft ringsherum von einer bescheidenen Anmut; eine weite Wiesenmulde, durch die ein Bach sich schlängelte, von Erlen- und Weidengebüsch bestanden, umgrenzt von mäßigen Hügelzügen. Als dann noch eine fahle, weiße Wintersonne spärlichen Glanz über die ärmlichen Dorfhütten goß, aus den Armeutehäusern ein dünner Rauch in den kalten Januarhimmel emporstieg und von der Kirche her ein schwaches Glöcklein zur sonntäglichen Andacht rief, da fühlte sich der Ausgeruhte und leiblich Erquickte wie im Himmel. „Endlich bin ich hier“, so schrieb er am frühen Nachmittag an Streicher, „glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume,

meine idealischen Täuschungen stören.“ Und an den Buchhändler Schwan: „Jetzt kann ich Ihnen mit aufgeheitertem Gemüte schreiben, denn ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat ... Ich habe alle Notwendigkeiten und auch Bequemlichkeiten, und habe eine Zeitlang für nichts zu sorgen.“ — Ferngerückt waren ihm die schmerzlichen Erlebnisse der letzten Monate; nun war alles gut und schön. Nur für einen Augenblick stieg bitterer Menschenhaß in ihm auf, wenn er an Erfahrungen dachte, die er mit Männern, denen er grenzenlos vertraute, gemacht hatte: „Was Sie tun, lieber Freund — so an Streicher im gleichen Briefe — behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zuviel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein Hundsfott werden oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von beiden, oder man sinkt unter.“ —

Aber ganz ohne einen Menschen vermochte er, der doch immer Freundschaft und Liebe geben und nehmen mußte, nicht auszukommen. Er sehnte sich nach gleichgestimmten Seelen. Schon am nächsten Tage, dem 9. Dezember, streckte er die werbende Hand dem Meininger Bibliothekar Reinwald entgegen: „Zu meiner jetzigen Einsamkeit bedarf ich eines edelmütigen Freundes. Darf ich mich mit der schmeichelhaften Hoffnung wiegen, daß Sie es mir sein werden?“ — Und eine Woche später: „Sobald es etwas günstiger für die Fußgänger wird, bin ich so frei und bestimme Ihnen den Tag, wo ich Sie entweder zu Meiningen heimsuche oder zu Maßfeld erwarte. Ich freue mich recht sehr darauf, wieder Menschen, das echte Ebenbild Gottes, zu erblicken; denn hier in meiner Einsamkeit muß ich die Stempel mühsam zusammensuchen.“ — Er hatte Reinwald um Bücher aus der Meininger Bibliothek gebeten: Lessinas kritische Schriften und andere Werke aus dem Gebiete der Ästhetik und Kunsttheorie, um das dramatische Handwerk besser zu lernen, von Shakespeare den „Othello“ und „Romeo und Julia“, dies traurige Spiel zweier Liebender, weil er etwas daraus zu seinem bürgerlichen Trauerspiel zu schlagen gedachte, aber auch eine Geschichte Schottlands und die Geschichte des Don Carlos von Spanien. Und am Ende der langen Liste: Reisebeschreibungen. Pläne zu neuen Dramen stiegen in ihm auf, zu einer Maria Stuart und zu einem Carlos. Vor allem aber galt es, die „Luise Millerin“ zu fördern und womöglich bald zu beenden. Die Reisebeschreibungen sollten das geben, was ihm in dieser Enge und Einsamkeit fehlte; sie sollten den Blick weiten, die Einbildung anregen, große, wagemutige Männer in die Nähe zaubern, wo Menschen von Fleisch und Blut ihm mangelten. Aber je länger er mit sich und den Gedanken und Plänen allein gewesen war, desto mehr hatte er diese Menschenferne als ein nicht mehr recht ertragbares Schicksal empfunden. Er bedurfte geistiger Mitteilung und Empfängnis. Da ging dann also der flehende Ruf nach Nähe an Reinwald; am 21. Februar schrieb er an ihn: „Liebster Freund, ich wünschte Sie so oft — so oft in meine einsame grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Kost um eine menschliche Gesellschaft dahingeben. Gelegentlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückgewachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt.“

Jetzt gibt mir einen Menschen, gute Vorsicht —  
Jetzt einen Menschen.  
Ich bitte dich um einen Freund.

(Don Carlos III, 5)

Wie mühsam und wirklich oft wider allen Dank mußte er sich nun in eine dichterische Stimmung hineinarbeiten, wie schwer und selten hatte er einen brauchbaren Gedanken, während früher, in Gegenwart eines guten, denkenden Freundes, der fruchtbare Einfall sich sofort ergab. Immer stärker spürte er die Wahrheit, daß Gedanken sich nur durch Gedanken locken lassen, und daß das Menschen Geisteskräfte wie die Saiten eines Instruments durch menschliche Geister gespielt werden. Seine Sehnsucht wuchs und schrie dem Freund entgegen. — Im März an Reinwald: „Ihr vorgestriger Besuch hat eine ganz herrliche Wirkung auf mich gehabt. Ich fühle mich doppelt wieder, und wärmeres Leben ergießt sich durch alle meine Nerven. Meine Lage in dieser Einsamkeit hat meiner Seele das Schicksal eines stehenden Wassers zugezogen, das in Fäulnis ginge, wenn es nicht je und je in eine kleine Wallung gebracht würde. Möchte auch ich Ihrem Herzen notwendig werden!“ Oder wenig später an ihn: „Jetzt, bester Freund, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsre Brust zurückkommen. Wie sehnhlich erwarte ich sie! — Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüts und das sonst reine Instrument meiner Empfindungen verstimmt ... Die Freundschaft und der Mai sollen es, hoffe ich, aufs neue in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum aussöhnen.“ — Zwei Einsame, zwei vom Leben Enttäuschte, aber doch so Ungleiche, trafen sich. Reinwald, zweiundzwanzig Jahre älter als Schiller, war ein armer Kärner der Pflicht. Früh verwaist, hatte er, nach dem Besuch des Meininger Gymnasiums, in Jena Rechtswissenschaft studiert, aber auch literarische und sprachwissenschaftliche Studien getrieben. Er war dann vom Meininger Herzog Anton Ulrich nach Wien geschickt worden, um von dort wöchentliche Berichte über politische und literarische Angelegenheiten zu erstatten. Als aber bald darauf sein fürstlicher Gönner starb, holte man ihn aus Wien zurück und übertrug ihm die Aufsicht über die herzogliche Bibliothek, indem man ihn unter dem Titel eines Sekretärs zum Gehilfen bei derselben ernannte, mit der kümmerlichen Besoldung von 150 Talern jährlich. Bald wurde ihm, der gehofft hatte, in die Stelle eines Bibliothekars emporzurücken, ein jüngerer und unbedeutender, aber bei der Regierung gern gesehener Magister Welch als Vorgesetzter gegeben, eine arabe Kränkung für den emsigen, fleißigen, wissenschaftlich durchaus gebildeten Reinwald. Da ihm der rauhe Alltag so viel versagte, rettete er sich in den stillen Bezirk der Museen; gerade 1782 ließ er in Dessau unter dem Titel „Poetische Launen“ eine Sammlung von Gedichten drucken. — Diesen griesgrämigen und galligen Menschen, im Geiste verbittert und im Gefühl vertrocknet, mit dem Staub der Bücher und der Akten auf Rock und Seele, in seinem Lebensmut völlig eingeschlüfert durch Neid und Mißgunst und fürstliche Laune, erhob Schiller zu seinem Freunde. —

Merkwürdig, daß der Umgang mit ihm Schiller zusagte. Aber vorerst war es dem schon genug, in dem Meininger Sekretär einen Menschen zu haben, der, beglückt durch das ihm entgegengebrachte Vertrauen, verständnisvoll, geehrt und schier verjüngt, willig das anhörte, was Schiller in diesen Tagen der Erdentrückung dichtete, die „Luise Millerin“ und die Anfänge des „Don Carlos“. Auch wird es Reinwald, dem Verkannten und über die Schulter Angesehenen, wohlgefallen haben, sich als den Vertrauten des Dichters betrachten zu dürfen. Er tat alles, was er konnte, dem endlich gefundenen, sich ihm hingebenden, ihn hochschätzenden Freunde die Einsamkeit leichter zu machen. Daß aber Reinwald emporwuchs zu dem enthusiastisch geliebten Freunde — „edler Mann, teurer Freund, bleiben Sie mein!“ —, das war Schillers eigene Schöpfung. Wie er einst Dalberg, den vorsichtigen, kühlen Diplomaten, mit dem Gewande eigener Hilfsbereitschaft und Menschenliebe umkleidet hatte, so schuf er jetzt den trockenen, kränklichen, kleinlichen, launischen, mißtrauischen Mann, den vertrockneten Meininger Bücherwurm nach dem eigenen Bilde um. Die Fülle eigener Liebes- und Freundschaftsfähigkeit, die Glut eigenen Empfindens, legte der Einsame, nach Freundschaft und Liebe dürstend, als verklärenden Schein um die dürftige Gestalt des Bibliothekars. — Es ist so, wie er am 14. April „früh in der Gartenhütte“ an Reinwald schrieb: „Was ist Freundschaft denn anders als eine wollüstige Verwechslung der Wesen? Oder die Anschauung unser selbst in einem andern Glase?“ Oder wie es in dem Hymnus „Die Freundschaft“ zu lesen ist:

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,  
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,  
Und umarmend küßt' ich sie. —  
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,  
Freute mich, antworteten die Klüfte,  
Tor genug! der süßen Sympathie.

Neben den Freund tritt die Freundin. Um Neujahr 1783 kam Henriette von Wolzogen nach Bauerbach, begleitet von ihrer jugendlichen Tochter Charlotte. Die Damen verweilten nur wenige Tage; dann gingen sie über Meiningen hinaus nach Walldorf, wo Henriette einen Bruder wohnen hatte. Schiller geleitete sie bis Maßfeld. Nach Bauerbach zurückgekehrt, schrieb er Frau von Wolzogen einen Brief, ein dem Verdursten Naher, dem ein lebenspendender Becher wurde: „Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen, wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt. Es ist für jede geringere Strahlen verblindet ... Sie glauben nicht, wie nötig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinahe abgeworfen hätte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so gern in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urteile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen kalten Eisklumpen in den Armen hatte“; und er kündigt seinen Besuch in Walldorf für die nächsten Tage an. Fortan wurden die

beiden Frauen immer mehr der Inhalt seines Denkens und Trachtens. Waren sie in Bauerbach, so lief die Dichtung Gefahr, vernachlässigt zu werden; waren sie abwesend, so schrieb er entzückte Briefe. Es war nicht nur Dankbarkeit, was Schiller an Henriette band; in ihm stiegen Verehrung, Neigung, Liebe auf zu der reifen Vierzigerin, deren wesentliches Teil eine abgründige Herzensgüte war und in der er, der jugendlich stürmische Mensch, die Besänftigerin wilder Triebe, die Mutter und die Geliebte sah. Er nannte sich ihren Sohn und sie seine Mutter. Als er längst schon wieder Bauerbach verlassen hatte, schrieb er ihr: „Wieviel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert! Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben, und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausend zu verderben. ... Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Anteil und den zartesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen, und am Ende stolz auf dieses untadelige Bündnis sein. Nehmen Sie keinen Freund mehr in Ihrem Herzen auf. Das meinige bleibt Ihnen bis in den Tod, und womöglich noch über diesen hinaus.“ —

Der Strahlenreif, der angebeteten Mutter ums Haupt gewunden, lieh funkelnden Glanz der Tochter an Henriettes Seite. Charlotte von Wolzogen war im April 1783 siebzehn Jahre alt geworden, ein schwächtiges Figürchen, keine Schönheit, verständig, besonnen, selbstbewußt, von gutem Gemüte, wie die Mutter, mit blondem Haar. Sie war dem einsamen Dichter Schwester und wurde, wie die Mutter, heimlich umworbene Geliebte. „Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemüts“, so malte der Entzückte mit Silberstift dem Bruder das Bild der Schwester. Aber da tauchte plötzlich ein junger Herr von Winkelmann auf, einst mit Schiller gleichzeitig auf der Stuttgarter Militärakademie und nun Leutnant der Nobelgarde und Hofjunker beim Herzog von Württemberg, dunkelgelockt, von schlanker Gestalt, empfindsamem Gemütes. Er machte Eindruck auf Charlottens Herz. Da packte Eifersucht den armen Dichter ohne Gut und Geld, dem Bruder teilte er sich in nicht mißzuverstehenden Worten mit: „Ich will Herrn Winkelmann durchaus nichts von seinem Werte benehmen, denn er hat wirklich einige schätzbare Seiten — aber mein Freund wird er nicht, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so teuer als mein Leben sind.“ — Aber dann, kurze Zeit danach, als Winkelmann durch allzu große Sicherheit den Stolz der Damen verletzt und die Zuneigung Lottes zu dem Junker einen Stoß erlitten hatte, wieder in einem Briefe an Wilhelm Wolzogen, hangend zwischen Qual und Selbstgewißheit: „Wir haben Ihre liebe Schwester beinahe vierzehn Tage bei uns gehabt und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigentümlich gehört.“ —

So war es denn ganz natürlich, daß Schiller der Aufenthalt in Bauerbach als das größte Glück erschien. Er lebte und webte in dieser Idylle. Dort hinten rauschte und brandete die große Welt, ein gewaltiger Strom, der jeden in sich nahm und vernichtete. Er aber hatte sich an das Ufer gerettet. Wenn es doch immer so bliebe! Er wünschte sich, einmal in Bauerbach

begraben zu werden. Da war der Freund, die Freundin, die Geliebte, da tauchten die Gestalten der Dichtung aus dem Dunkel in das helle Licht. Und mitten zwischen allen diesen stand er, der feurig fühlende Dichter und Liebende; er zerlegte den helleuchtenden Strahl des eigenen glühenden Wesens in bunte Lichtbündel, und die lebenden Gestalten des Tages und die Helden dichterischer Phantasie erstanden in zauberhaftem Glanze. — Nie noch hatte er sich so in seiner Welt gefühlt. —

Aber war es wirklich seine Welt? War es die Welt? — War Bauerbach etwa doch nur eine schöne Laune des Schicksals, die niemals wiederkommt? Ein Gebüsch am Ufer, an dem der Vielumhergetriebene hängenblieb, um schließlich desto stärker wieder in den Strom gerissen zu werden? — Schon während er noch glaubte, daß nichts ihn trennen könne von dem geliebten Kreis, kam aus der großen Welt die Flut heran. Das Wasser stieg und lockte und faßte nach dem am Ufer; und er ließ sich gleiten und nehmen und tragen auf den Schultern der Wellen, weg von der Idylle und hinein in das eigene Element.

Bereits im März hatte der Freiherr von Dalberg sich an ihn mit schmeichelnden Zeilen gewandt; er hatte ihn auf eine verbindliche Art wegen seiner Untreue um Entschuldigung gebeten, sich nach dem Ergehen des Dichters erkundigt und ein deutliches Zutrauen zu seiner dramatischen Feder bekundet. Schiller antwortete am 3. April, und man merkte es seinem Briefe an, wie es nur eines kleinen Entgegenkommens des hochmögenden Intendanten bedurfte, und gleich wieder übte die Bühne ihren magischen Zauber. „Gegenwärtig arbeite ich an einem Don Carlos. Ein Sujet, das mir sehr fruchtbar scheint und das ich Eurer Exzellenz zu verdanken habe ... Ich erwarte den Entschluß Eurer Exzellenz mit Begierde.“ —

Es war schließlich Henriette von Wolzogen, die kluge und vernünftige Frau, die bei Gelegenheit eines Spazierganges im Bauerbacher Walde dem Freunde die Notwendigkeit zeigte, wenn auch zunächst nur auf ein paar Wochen, hinaus in die Welt zu gehen. Auch wird sie es gefühlt haben, daß es für die Tochter wie für den Freund das Beste war, wenn sie getrennt würden. — Am 24. Juli reiste Schiller von Bauerbach ab, in der Richtung auf Mannheim.

Es wird berichtet, er habe am Vorabend seines Abschiedes die ihm befreundeten Pfarrer Freißlich in Bibra, Vater und Sohn, besucht. Der junge Freißlich soll ihm dann, wie öfter, bei Nacht eine Strecke zurückbegleitet haben. Auf dem Kirchhof sei Schiller stehengeblieben und habe, während der Mond über den Gräbern stand, den Anfang der „Leichenphantasie“ gesprochen:

Mit erstarbtem Scheinen  
Steht der Mond auf totenstillen Hainen,  
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft —  
Nebelwolken schauern,  
Sterne trauern  
Bleich herab wie Lampen in der Gruft.

Fühlte er etwas von dem sich nahenden Geschick? — Er habe dann den Begleiter gefragt, ob er das Gedicht kenne. Dieser habe geantwortet: „Ja, aus der Anthologie; es ist von Schiller.“ Da habe Schiller das Geheimnis um seine Person gelüftet: „Ja“, sagte er, „und ich selbst bin Schiller. Leben Sie wohl und bewahren Sie mir ein freundliches Andenken.“ —

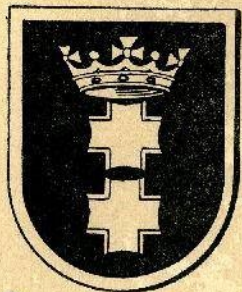
Er hatte sich wiedergefunden, sich wieder bekannt zu sich selbst. Es war schön, eine Zeitlang am Ufer zu stehen; aber der Mann —, er gehört nicht in die Stille, sondern hinein in das bewegte, gefährdete Leben. —

## Ausgestaltung meines KLV.-Lagers

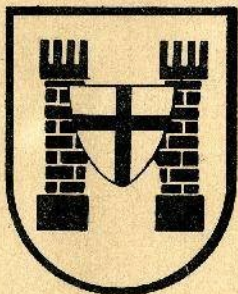
[Arbeits- und Bastelbericht eines Kameradschaftsführers.]

Ihr, meine Kameraden, werdet wahrscheinlich denken, über dieses Thema ist schon genug geredet, geschrieben und aufgezeichnet worden, und ihr wollt bestimmt davon nichts mehr hören, weil es ja nur noch mehr Arbeit macht; aber ich will euch heute etwas aus meinem KLV-Lager im Reichsgau Danzig-Westpreußen berichten, was euch zum noch besseren Nacheifern anspornen soll.

Stellt euch bitte vor: Ein KLV-Lager wird neu belegt, und ihr geht als Lagermannschaftsführer mit hinaus, um dort mit euren Jungen Dienst zu machen und um sie sonst noch zu betreuen. Mit diesen Gedanken und Vorsätzen zog ich auch hinaus und war sichtlich erstaunt, ein zwar gut eingerichtetes, aber kaum ausgeschmücktes Lager vorzufinden. Nichts wie kahle Wände, glatte Türen; kein kleines Schild, nur eben die nötigen Gebrauchssachen.

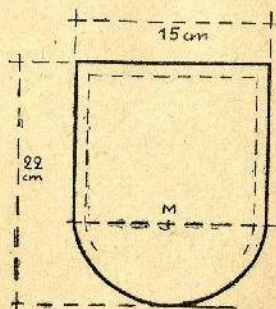


Danzig

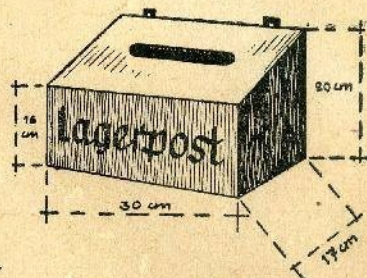


Marienburg

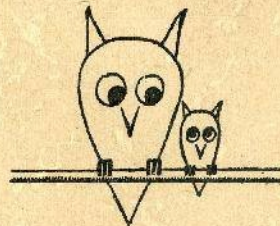
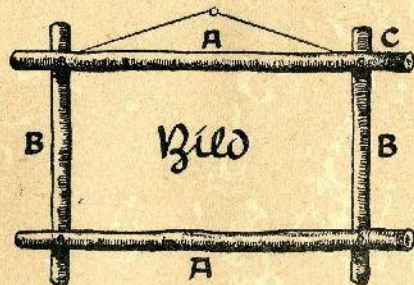
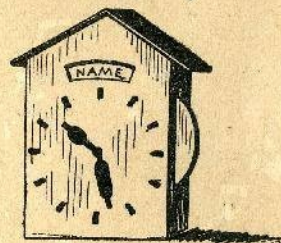
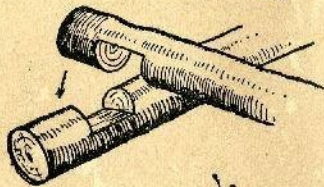
Gleich zu Anfang meiner Lagerarbeit hatte ich mir nun die schöne Ausgestaltung der Wohnräume vorgenommen, denn wir sind ja nicht vierzehn Tage oder drei Wochen in der Fremde, sondern wollen ein frohes halbes Jahr mit unseren Pimpfen verbringen.

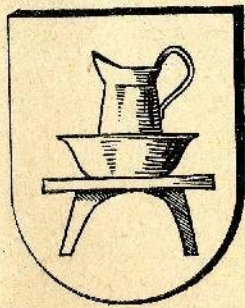


abcdef



*Einkerben der Stöcke an den Schnittpunkten*





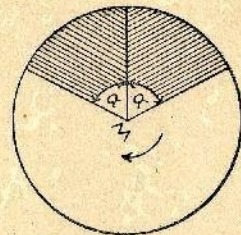
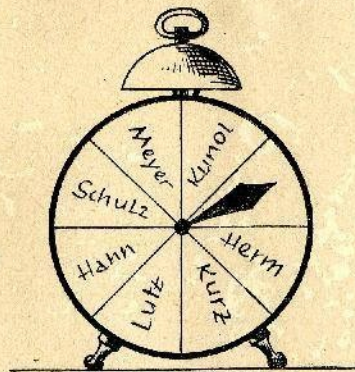
Zunächst einmal nahm ich die Stubenbeschriftung für die Türen vor. Wir haben im Lager glatte, weiße Holztüren, und diese Flächen sind gut geeignet, um sie mit irgendeiner Bastelarbeit zu verzieren und zu besetzen. Lange standen wir wie vor einem Rätsel, denn die notdürftig angepinnten Bleistiftzeichnungen gefielen uns nicht. Plötzlich kamen wir auf einen Gedanken: Wappen! Mit einem Schlage wußten wir nun, was wir tun konnten. Auf schnellstem Wege besorgten wir uns einige Wappen in bunter Ausführung von alten deutschen Städten im Osten, dem jetzigen Aufnahmegebiet Danzig-Westpreußen, und nun konnten wir unsere Verbundenheit mit dieser echt deutschen Kulturlandschaft in den Türschildern zum Ausdruck bringen. Danzig, Thorn, Marienburg, Kulm und viele andere Bollwerke des deutschen Ritterordens legten wir unseren Ausführungen zugrunde, und es war eine helle Freude, die auf das Papier entworfenen Wappen auf das Sperrholz durch Abpausen zu übertragen. Aber auch Berlin, unsere Heimatstadt, stand nicht zurück, und nach kurzer Zeit hatten wir die stilisierten Umrisse der Schilder vor uns; nicht immer lassen sich die ausgesuchten Wappen auf das gewünschte Format bringen, und daher vereinfacht, d. h. stilisiert man sie kurz. Nun will ich schnell den Werdegang eines solchen Wappens, wie ihr es auf dem Bilde seht, erklären. Z. B. das Danziger Wappen:

Eine Sperrholzplatte von dem nebenstehend angeführten Umriss in dem ungefähren Format eines Schreibheftes bildet die Grundlage. Darauf wird nun eine etwa 1 bis 2 cm große Platte mit ähnlichem Grundbild befestigt, damit ein Rand, der sich durch die kleinere aufgelegte Platte erreichen läßt, entsteht. Einen Rand können wir auch aufsetzen, indem wir ihn einfach aussägen und dann auf die Grundscheibe aufleimen, wie es aus dem Berliner Wappen zu ersehen ist. Der eigentliche Wappenschmuck, der Bär, die Burg oder die Krone mit den Kreuzen wird zum Schluß aufgesetzt, nachdem die Einzelteile sauber mit einfacher Deckfarbe bemalt sind. Ebenfalls sägen wir die auf das Sperrholz vorgezeichneten Buchstaben in neuer

deutscher Schrift aus und leimen sie einfach auf die Tür. Bei der letzten Arbeit müssen wir vor allem auf splitterfreies Holz und auf eine scharfe Laubsäge achten. Als Material verwenden wir 0,3 cm starkes Sperrholz und Deckfarben. Weiterhin wählen wir die Farben der Schilder so aus, daß möglichst große Kontraste mit dem Untergrund entstehen, damit das Schild sich selber besser abhebt, so z. B. versehen wir eine dunkle Tür mit hellem Schild und eine weiße Tür mit dunklem Schild. Der Unterschied läßt sich aber auch schon durch eine geschickte Farbwahl des Rahmens oder besser gesagt Randes herbeiführen.

Genau so habe ich meine Tagesräume beschriftet und versehen und die Wappen dafür selbst entworfen. Zahnbecher, Waschschüssel, Seife usw. lassen sich gut in Harmonie für ein Waschraumschild bringen. Auch die Beschriftung und Ausschmückung der Gerätetänder und Büchereien lassen sich leicht auf diese Weise herstellen.

Die kahlen Wände im Treppenhaus usw. machten mir die nächste Sorge, aber auch hier fanden wir gemeinsam einen Ausweg. — Bilder können wir im Kriege nicht rahmen lassen, zumal das unnötige Arbeit bereitet und Material verbraucht. Da haben wir uns einfach selber die Bilder, vor allem Postkarten, eingefügt. Aus dem nahen Walde besorgten wir uns schöne, gerade gewachsene Haselnußstöcker und legten diese als Rand um das Bild, und zwar so, daß die Enden an den Kreuzungspunkten 1 bis 2 cm überstanden. Die Anleitung ist folgende: Zunächst legen wir die zurechtgeschnittenen Stöcker an die beiden Längsseiten (A) und dann die beiden anderen an die Querseiten (B) auf die ersten Hölzer drauf. Wir bezeichnen jeweils auf jedem Stock die Schnittpunkte (C) und kerben dann diese bis zur Hälfte des Holzes ein. Nach dem Einpassen fügen wir die Seiten ganz ineinander, so daß kein Übergang mehr zu bemerken ist, und vernageln dann die Stelle. Das Bild wird mit Pappe dahinter befestigt.



Die sogenannten Stubendienstuhren haben sich bei uns auch sehr bewährt, zumal man dauernd den Stubendienst nach Belieben wechseln kann, und damit die starren Papieraufzeichnungen fortfallen. Die Grundform ist folgende: Auf einer Platte befindet sich ein Zeiger, der sich um eine Achse dreht und so auf eine Skala bzw. andere Aufzeichnung hinzeigt. Die äußere Form läßt sich sehr mannigfach gestalten. So haben wir dieser Anzeigevorrichtung, die auch aus Sperrholz gebastelt wird, das Aussehen eines alten Weckers, wie er uns bestimmt bekannt ist, gegeben. Aber auch andere Schwarzwalduhren lassen sich ausarbeiten. Hier ist eine andere Form des Anzeigers: Hier sind auf einer drehbaren Scheibe ringförmig die Namen der Jungen in bestimmten Abständen, die sich aus der Anzahl der Namen ergeben, aufgeführt. Durch Drehen an der Scheibe können die Namen verändert und daher verschoben werden. Sie erscheinen dann abwechselnd an einem Kuckucksfensterchen. — Die Einteilung der Scheibe in bestimmte Kreisabschnitte können wir folgendermaßen handhaben: Wir nehmen die Zahl 360 und teilen diese durch die Zahl der neu zu entstehenden Fächer. Dann erhalten wir eine Winkelzahl, und diese tragen wir dann fortlaufend in den Kreis ein: Z. B.:  $360 : 7 = 51,4^\circ = 51^\circ$ .



Berlin

Nun möchte ich noch von meinem Lagerbriefkasten berichten, der die von den Jungen geschriebene Post außerhalb der angesetzten Schreibstunden sammelt und mir bisher viel Arbeit abgenommen hat. Ein hübsches Posthorn und eine plastische Aufschrift aus Sperrholz geben dem Kasten ein hübsches Aussehen. Durch eine Seitenklappe kann der Kasten geleert werden. — Zum Schluß erwähne ich schließlich meine Bett- und Schrank-schilder: Jeder Junge hat bei mir sein eigenes Zeichen, das überall, an seinem Bett, Schrank, Schuhfach usw., wiedervorkommt. Hauptsächlich

stellt es die Verkörperung eines Spitznamens dar oder ist im engen Zusammenhang mit dem Stubenschild geschaffen. Der Sinn ist es nicht, künstlerische Arbeiten hinzulegen, sondern schlicht und einfach mit einigen Strichen eine Arbeit zu erzielen, die man gleich auf den ersten Blick erkennen muß. Hier zum Beispiel ein Brillenträger: eine Eule verkörpert sein Sinnbild oder ein unpersönliches, aber zur Stube gehöriges Schild: Brandenburger Tor in Berlin. Die Schilder sind in Naturgröße nebenstehend aufgezeichnet und sind aus 0,3 cm starkem Sperrholz angefertigt. Auf einer quadratischen Platte von 6,5 cm wird dann das Zeichen aufgeleimt und endlich am Bett befestigt. Wenn auch das Schild geschickt in die „Entlüftungen“ des Schrankes eingepaßt wird, dann haben wir auch eine gute Möglichkeit des Befestigens am Schrank gefunden, zumal dabei nicht einmal der eigentliche Sinn dieser „Luftlöcher“ verändert wird.

So, Kameraden, nun möchte ich meinen Bericht beenden; hoffentlich habt ihr neue Anregungen bekommen, um euer Lager auch so auszuschnücken. Viel Erfolg!

Der Lagermannschaftsführer Buchen  
O.Jf. K. L. Julitz, ehem. Weißenberg.

### Tischsprüche

Vom Morgenlied sind wir erwacht,  
Von fröhlichen Mädeln gesungen.  
Und frisch nach herrlicher, schlaf tiefer Nacht  
sind wir aus den Betten gesprungen.  
Hell haben wir uns die Augen gemacht,  
Im Schlafrum sind g'rade die Decken —  
Nun sind wir hungrig nach so langer Nacht.  
Drum laßt euch das Frühstück gut schmecken.

Bei unsrer lieben Küchenmutter  
ist alles in der besten Butter.  
Drum will ich heute einmal preisen  
die immer gut gelung'nen Speisen.

KLV-Schule II  
für Lagermädelschaftsführerinnen  
Harrachsdorf/Sud.

pro Meter im Wasser hatte, durch Tiefen von mehr als 3000 Metern, wie sie auf der Strecke von Sardinien bis Bona vorkamen, in der von den Herren Newall und Liddell (Engländern) beabsichtigten Weise zu legen, daß ich ernstlichen Widerspruch dagegen erhob.

Wir begannen die Legung des Abends von Bona aus. Solange das Wasser flach war, ging alles gut, und man fand meine Vorkehrungen bereits überflüssig. Nach einigen Stunden, als die größten Tiefen begonnen, zeigte sich aber schon, daß die zu erzielende Bremskraft nicht ausreichte. Wir verlegten zuviel Kabel und hatten, als der Morgen graute, bereits mehr als ein Drittel des ganzen Kabels verbraucht, obschon noch nicht ein Fünftel des Weges zurückgelegt war. Es war noch gerade möglich, mit dem Kabelende eine flache Stelle in der Nähe der Insel Sardinien zu erreichen, wenn das Kabel von jetzt ab ganz ohne Mehrausgabe verlegt werden konnte. Auf Bitten des Engländers Newall übernahm ich es, dies zu versuchen, unter der Bedingung, daß mir die Leitung ganz überlassen würde. Ich belastete nun die Bremsen mit allen Gewichten, die auf dem Schiffe zu finden waren. Sogar gefüllte Wassergefäße aus der Küche wurden dazu requiriert. Endlich genügte die Last, ohne daß die Bremsen brachen. Wir legten jetzt nach Angabe der Messungen ohne „slack“, wie die Engländer sagen, das heißt, ohne mehr Kabel zu verbrauchen, als der überschrittenen Badenlänge entsprach. Das Kabel war dabei dem Brechpunkt immer ziemlich nahe, was sich dadurch zeigte, daß mehrfach einer der dicken Umspinnungsdrähte brach, wodurch immer eine große Gefahr für das Kabel herbeigeführt wurde. Doch wurde stets durch schnelles Eingreifen ein Bruch des Kabels verhindert, und als die Sonne sank und das Kabelende im Schiffe nahezu erreicht war, zeigte mein Dynamometer glücklicherweise Flachwasser an, und wir waren am Ziel! Die Freude war allgemein groß, und selbst Mr. Liddell gratulierte mir zu dem errungenen Erfolge.

Ein Junge — Mädels — spricht:

Deutschland, große Schmiede, deine Essen sind aufgeflammt,  
deine Ofen glühen, deine Mauern sind festgerammt,  
deine Kolonnen marschieren zu ihrem Werk der Pflicht,  
Deutschland, Schweiß steht auf ihrem harten Gesicht.  
Ihre Schritte sind schwer, ihre suchenden Augen sind hart,  
Fäuste halten mit Feuer das Werk zusammen,  
wenn die Räder rollen, wenn die Fabriken flammen:  
Deutschland, Schmiede der Arbeit, geschmiedete Gegenwart!

Gemeinsames Lied:

Deutschland, heiliges Wort ...

Morgenfeler zum 20. Dezember

## Thema: Der Glaube siegt!

Gemeinsames Lied:

Lang war die Nacht ...

Ein Junge — Mädels — spricht:

Wer sich selbst verläßt, der wird verlassen; das Volk, das an sich selbst verzweifelt, an dem verzweifelt die Welt, und die Geschichte schweigt ewig von ihm.

Unser Volk ist in einem jeglichen von uns — darum lasset uns wacker sein!

Der Lagermannschaftsführer — die Lagermädelschaftsführerin — spricht:

Nur was wir selber aufgeben, ist erst wahrhaft verloren — denn der Glaube siegt! —

Es ist heute genau achtzehn Jahre her, als der Führer am 20. Dezember 1924 durch das Tor der Festung Landsberg wieder in die Freiheit schritt, eine Freiheit, die leer und tot vor ihm lag.

Denn was war aus der völkischen Bewegung nach dem 9. November 1923 geworden? Die Partei war zerschlagen, die führenden Männer, soweit sie nicht gefallen waren, meist zu Freiheitsstrafen verurteilt, finanzielle Möglichkeiten waren überhaupt nicht vorhanden, und die gegnerische Propaganda rannte immer von neuem Sturm gegen das nationale Gedankengut, für das keine Sprecher mehr da waren.

Es schien alles aussichtslos und verloren an jenem Dezembertag vor achtzehn Jahren, da der Führer wieder sich anschickte, dennoch aktiv in das Rad der Geschichte einzugreifen.

Denn eines war geblieben: Seine Anhänger — waren sie auch gering an Zahl — sie waren doch stark und unbeugsam geblieben im Glauben an die Idee und an den Sieg. Und wenn der Führer trotz allem den Kampf wieder aufnahm, dann nur aus seinem unabdingbaren Glauben an die Erfüllung seiner Sehnsucht, an die Kraft seines Volkes und den Sieg seines Kampfes, den er, so aussichtslos er auch erscheinen mochte, wieder aufnehmen wollte, weil er ihn nach dem Gesetz seines Schicksals und seines Glaubens wieder aufnehmen mußte.

Von welcher überwältigenden Gewalt und zukunftssträchtigen Größe dieser Glaube war, davon legt uns am besten die Rede Zeugnis ab, die der Führer am 27. März 1924 vor dem Münchener Volksgericht gehalten hat.

Ein Junge — Mädel — liest vor:

Ich glaube, daß die Stunde kommen wird, da die Massen, die heute mit unserer Kreuzfahne stehen, sich vereinen werden mit denen, die am 8. November auf uns geschossen haben. Ich glaube daran, daß das Blut nicht ewig uns trennen wird.

Die Armee, die wir herangebildet haben, die wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schneller. Gerade in diesen Tagen habe ich die stolze Hoffnung, daß einmal die Stunde kommen wird, da diese wilden Scharen zu Bataillonen, die Bataillone zu Regimentern, die Regimenter zu Divisionen werden, daß die alte Kokarde aus dem Schmutz herausgeholt wird, daß die alten Fahnen wieder voranflattern, daß dann die Versöhnung kommt beim ewigen, letzten Gottesgericht, zu dem anzutreten wir willens sind. Dann wird aus unseren Knochen und aus unseren Gräbern die Stimme des Gerichtshofes sprechen, der allein berufen ist, über uns zu Gericht zu sitzen. Denn nicht Sie, meine Herren, sprechen das Urteil über uns; das Urteil spricht das ewige Gericht der Geschichte, das sich aussprechen wird über die Anklage, die gegen uns erhoben ist. ... Jenes Gericht über uns richten, über den Generalquartiermeister der alten Armee, über seine Offiziere und Soldaten, die als Deutsche das Beste gewollt haben für ihr Volk und Vaterland, die kämpften und sterben wollten. Mögen Sie uns tausendmal schuldig sprechen, die Göttin des ewigen Gerichtes der Geschichte wird lächelnd den Antrag des Staatsanwaltes und das Urteil des Gerichtes zerreißen; denn sie spricht uns frei!

Der Lagermannschaftsführer — die Lagermädelschaftsführerin — spricht:

Was der Führer damals mit seherischer Gewalt als heiligsten Glauben aussprach, heute bereits ist es Wahrheit geworden; denn der Glaube siegt!

Durch die Kraft des Glaubens wurde aus dem in dreißig und mehr Parteien zersplitterten Volk der Vergangenheit die Nation, deren Bataillone, Regimenter und Divisionen, wie der Führer es damals voraussagte, heute einig und gläubig für das Reiches Zukunft und der Welt neue Ordnung kämpfen!

Und gerade heute, wo in wenigen Tagen das Fest der Wintersonnenwende uns die Gewißheit der ewigen Wiederkehr des Lichtes auch nach dunkelster Nacht gibt, wollen wir uns stärken im Glauben an die Kraft unseres Volkes und seinen Sieg; denn der Glaube siegt!

Ein Junge — Mädel — spricht:

Wer je die Flamme umschritt  
Bleibe der Flamme Trabant!  
Wie er auch wandert und kreist:  
Wo noch ihr Schein ihn erreicht,  
Irrt er zu weit nie vom Ziel.  
Nur wenn sein Blick sie verlor  
Eigener Schimmer ihn trügt:  
Fehlt im der Mitte Gesetz  
Treibt er zerstiebend ins All.

Ein Junge — Mädel — spricht:

Und gäb' es niemals ein Gelingen,  
wir glauben doch an unsern Staat;  
und könnten wir ihn nie vollbringen,  
wir setzen alles an die Tat.

Selbst wenn die letzten Sterne sterben  
und alle Hoffnung untergeht;  
So kann uns keine Nacht verderben,  
daß einer von der Fahne geht.

Und würden wider uns verbünden  
sich Himmel, Hölle und die Welt:  
Wir blieben aufrecht stehn und stünden,  
bis auch der letzte niederfällt!

Ein Junge — Mädel — liest vor:

Ob in der Geschichte oder Legende, die großen Wunder waren immer die Werke gläubiger Herzen, denn der Glaube kann wahrlich Berge versetzen.

Vor welchem Berg aber trat jener Unbekannte mit dem glühenden Herzen damals, als er den ersten Entschluß faßte zu seinem Weg? Welche Flamme mußte in ihm brennen, um das Eis all jener verbitterten, empörten und müden Herzen zu schmelzen? Welcher Glaube mußte im Ersten sein, daß er seine Männer mit sich nahm auf jenen Marsch in den Novembertag, dessen siegenden Zusammenbruchs wir immer gedenken?

All unserem Glauben hat der Führer mit diesem Fest deutscher Auferstehung die Form gegeben für kommende Geschlechter, für alle, die unseren Weg nicht gehen konnten, die nicht in ihrer Erinnerung das Bild tragen, für das diese Feierstunden bleibendes Symbol sein sollen.

Nein, niemals war dieses Volk gläubiger als heute. Ein Glauben, der sich nicht in enge Kleider und Häuser pressen läßt, der nicht in selbstverständlichen Geboten erstarrt, sondern der Tat und Treue verlangt und so gewaltig groß und schön ist wie das Leben dieses Landes und Volkes.

Wir glauben an das ewige Leben, und die ewige Wache zu München ist Symbol dieses Glaubens.

So wie wir unlösbar durch unser Blut und unsere Ahnen verwachsen sind mit unserem Volk, so wie unsere eigene Sippe und alles Leben in ihr zum Volk gehört, so ist seine Unsterblichkeit auch unser Weiterleben über alle Grenzen des einzelnen Daseins hinaus.

Aus einem Tag mit seinen Feierstunden wie diesen nehmen wir in Einkerkehr immer wieder neue Kraft zu dieser Überzeugung. Und mögen wir es nennen wie wir wollen: Dankbarkeit, Pflicht, Gebot oder Gesetz — unser Glaube ist frei und duldet nicht Engherzigkeit und Starre —, stolz und gerade dennoch bescheiden gehen wir wieder an unseren Werkplatz.

Nein, niemals war dieses Volk gläubiger als heute, und daraus wächst seine Stärke. Denn immer noch war der Herrgott den Starken gerecht, die sich selbst treu bleiben, weil sie ihrem Blut und ihrem Volk die Treue bewahrten.

Ein Junge — Mädel — spricht:

Eine große Zuversicht  
ist verankert in uns allen.  
Wartend stehen wir bereit.  
Immer näher rückt die Zeit,  
wo die Würfel fallen.

Noch verhüllt ein Schleier dicht  
die gewaltigen Zukunftsdinge.  
Einer nur kennt Ziel und Plan;  
einer nur weist uns die Bahn,  
daß die Tat gelinge.

Eingedenk der Mannespflicht,  
heben wir zum Schwur die Hände:  
Führer, dir gehören wir,  
und wir werden schweigend dir  
folgen bis ans Ende!

Gemeinsames Lied:

Nichts kann uns rauben ...

(Die Morgenfeiern gestaltete Siegfried Remann. Neben einem Auszug aus der Rede des Führers vom 27. März 1924 vor dem Münchener Volksgericht, Prosatexten von Ernst Moritz Arndt und Werner von Siemens sowie Ausschnitten aus einem Artikel des „Schwarzen Korps“ wurden Gedichte benutzt von: Baldur von Schirach, Stefan George, Hans-Jürgen Nierentz und Siegfried Remann.)

# DerHeimnachmittag

## Das Jahr im Brauchtum

Zusammengestellt von Siegfried Remann.

Wir singen:

Grüne Tanne

Worte: Karola Hülpe. Weise: Hans Helmut



Grüne Tanne, grüne Tanne, bald kommt wieder deine Zeit,



Aber eine kleine Weile ist dein Festkleid dir bereit.

In dem Glanz der hellen Kerzen fändest du uns neues Licht,  
öffnest hell uns unser Herzen für der Sonne klaren Licht.

Sonne bringt uns neues Leben, nimmt die Sorge, nimmt das Leid!  
Grüne Tanne, grüne Tanne, bringe uns die Sommervzeit.

Ein Junge — Mädel — spricht:

Wir winden den Kranz aus Tannen  
dem Kreise des Jahres zum Lob  
und zünden, das Dunkel zu bannen,  
vier purpurne Kerzen darob.

Lebendig werden die Lieder  
der wandernden Runde der Zeit,  
Vereinzeltes findet sich wieder  
in häuslicher Zweisamkeit.

Es zittern die Schattenspiele  
von Bändern und Tannenkraut  
an Wand und an Decke und Diele,  
und machen Vergangenes laut.

Und draußen heulen die Winde  
und frieren das Wasser zu Eis,  
umstöhnen das Astwerk der Linde,  
die Anfang und Ende weiß.

Wir winden den Kranz aus Tannen  
dem Kreise des Jahres zum Lob  
und zünden, das Dunkel zu bannen,  
vier strahlende Kerzen darob.

(L. Stengel — von Rutkowski)

(Während der Sprecher — die Sprecherin — das Gedicht sagt, tragen vier Jungen — Mädchen — den Tannenkranz in den Raum, in dem der Heimabend abgehalten wird, setzen den Kranz auf den am Kopfe des Saales hierfür vorbereiteten und mit Tannengrün und Kugeln geschmückten Tisch und entzünden die vier Kerzen. Die vier Jungen — Mädchen — gehen natürlich so an den Tisch heran, daß sie immer mit dem Gesicht zu ihren Kameraden bzw. Kameradinnen stehen, vor allem beim Anzünden der Kerzen!)

Wir singen:



Wald nun ist Weihnachtszeit, froh ist die Zeit      jetzt ist der Weihnachtstemperament gar nimmer weit.

2. Hoch! nur der Alte klopf draußen ans Tor:  
mit seinem Schimmel, so steht er davor.      3. Leg ich dem Schimmel den Feuer vor das Haus,  
paßt gleich der Kuprecht den großen Sand aus.

Der (die) Heimabendleiter(in) spricht:

Bald nun ist Weihnachtszeit. — Jeder spürt in seinen Vorbereitungen für das nahende Fest schon einen warmen Hauch innersten Seelenerlebens, das gerade die Weihnachtstage uns bringen.

Nirgendwo auf dem weiten Erdkreis ist das Weihnachtsfest auch nur zu annähernd der Bedeutung gelangt, die es im deutschen Lebens- und Erlebniskreis einnimmt.

Weihnachten — worin liegt nun eigentlich die tiefe Gewalt, die für uns gerade in diesem Fest liegt? Wenn wir es das Fest der Neuschöpfung, das Fest der Lichtwerdung, das Fest der Mütterlichkeit und der Liebe nennen, dann ist dies alles richtig und kennzeichnet auch sehr wohl die Gefühlswelt, in der wir diese Winterfesttage heute erleben; aber wenn wir uns fragen, ob dieser ganze unendlich feinnervige Spannungs- und Gefühlsreichtum, der in unserer Seele

während dieser Zeit anklingt, allein hervorgerufen werden kann durch die christliche Version von der Geburt des Heilands, dann spüren wir, daß dieses Fest aus Tiefen unseres Herzens seine Kraft erhält, in denen Urewiges, unvergänglich Eigenes unseres Seins seit Anbeginn schlummert.

Und was das Herz unbewußt ahnte, in dem reinen Forschen der Wissenschaft wurde es Klarheit. Wenn wir nun in dem heutigen Heihnachmittag, über die Weihnachtszeit hinausgreifend, uns mit dem Brauchtum unseres Volkes beschäftigen, dann nur, um in unserem Bewußtsein wieder die Brücke zu schlagen zu den Erlebnisquellen, aus denen unsere Vorfahren seit alten Zeiten schon die Kraft zum Werk und zum Bestehen schöpften und die letztlich alle nur entspringen aus dem innersten Bewußtsein, selbst Teil der großen Gottesschöpfung Natur zu sein.

Ein Junge — Mädchen — spricht:

Der Abend kommt von weit gegangen  
durch den verschneiten, leisen Tann.  
Dann preßt er seine Winterwangen  
an alle Fenster lauschend an.

Und stille wird ein jedes Haus;  
die Alten in den Sesseln sinnen,  
die Mütter sind wie Königinnen,  
die Kinder wollen nicht beginnen  
mit ihrem Spiel. Die Mädchen spinnen  
nicht mehr. Der Abend horcht nach innen;  
nur innen horchen sie hinaus.

(Rainer Maria Rilke)

Der (die) Heimabendleiter(in) sagt:

Im Weihnachtsfest sind uns neben antiken und frühchristlichen Merkmalen vor allem sehr starke Spuren nordischen Brauches und Glaubens erhalten. Wenngleich auch das Wort „Weihnachten“ erst um das Jahr 1000 belegt ist, so deuten doch viele Symbole und Bräuche auf ein vorchristliches Toten- und Fruchtbarkeitsfest, eine germanische Wintersonnenwendfeier hin, die in Skandinavien unter der Bezeichnung „Jul“ bekannt ist.

Die christliche Religion kannte zunächst die Feier der leiblichen Geburt des Heilands gar nicht, weil in der orientalischen Anschauung die Geburt, als der Eintritt des Menschen in das „Jammertal“, eher etwas Beklagenswertes ist. Sie feierte daher bis zum Jahre 354 den 6. Januar als den Tag der Taufe und damit der geistigen Berufung des Messias, was im übertragene Sinne auch als Geburtsfeier angesehen werden kann. Erst im Jahre 354 wurde von der Christenheit erstmals der 25. Dezember als Tag der leibhaftigen Geburt des Heilands gefeiert, um durch unmittelbare Christianisierung die festeingewurzelten vor-

christlichen Bräuche zu überwinden, wobei damals jedoch vor allem maßgebend war, daß der römische Mithraskult am 25. Dezember den Tag des „sol invictus“, des unbesiegten Sonnengottes, beging. Aber auch im nordisch-germanischen Lebensraum waren die 12 Nächte vom 25. Dezember bis zum 6. Januar geheiligt (ze den wihen nachten, daher „Weihnachten“). Diese Zeit war voll mystischer Geheimnisse, denn in ihr schloß der Tod mit dem Leben den Ring der ewigen Neuschöpfung. Es heißt, um Weihnachten gehe Wodan mit dem wilden Heer (den Seelen der verstorbenen Recken) über die Erde und Frau Holle mit dem Zuge der ungebornen und toten Kindlein. Unermeßlich tief war diese starke und naturnahe Vorstellung vom Zusammenklang und Zusammenhang alles Lebendigen und Toten und dessen Sinnbild, die Wintersonnwendfeier, in der deutschen Seele so verwurzelt, daß die Synode von Mainz im Jahre 813 die kirchliche Feier des Christgeburtfestes auch in Deutschland auf den Tag der Wintersonnwendfeier festsetzte. Aber bis in die Gegenwart hinein sind unter dem neuen kirchlichen Gewand alte Festsitten und Gebräuche lebendig geblieben, deren Bedeutung uns oft nicht mehr verständlich ist, die aber noch immer von der stillen Kraft der altnordischen Mythen künden.

#### Ein Junge — Mädél — erzählt:

Wenn wir die verschiedenen den Kindern so vertrauten Gestalten betrachten, die in der Vorweihnachtszeit oder auch am Heiligen Abend selbst von Haus zu Haus gehen und die Gaben bringen, so entdecken wir dahinter den Allvater Wodan und Frikka = Frau Holle oder Frau Harke, deren Bild mit dem des von den Nornen besuchten Kindes im „Christkind“ zu einer neuen Einheit verschmolzen ist.



In dem protestantischen Norden Deutschlands besitzt meist der Weihnachtsmann die größte Bedeutung als Gabenbringer, im Süden eher das Christkind. Sehr oft kommen sie aber zusammen zu den Kindern; der Weihnachtsmann als Knecht Ruprecht oder Bischof Nikolaus im Gefolge oder als Vorbote des Christkindes, auch als Pelzmärte (Pelzmartin: Franken) und Pelznickel (Pelznikolaus: Hunsrück); in Niederschlesien ist er der „Jussuff“ (Josef) und in Siebenbürgen der „Christmann“ oder der „Christengel“. Manchmal nennt man ihn auch nur schlicht den „Weihnachtsschenker“ (Steffin).

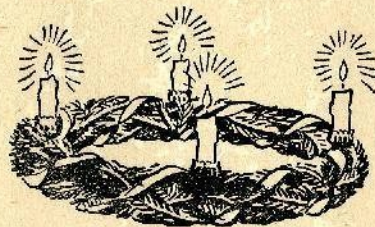
Im Bayerischen Wald und in den Sudeten aber kommt das „goldene Rössel“ geritten oder auch der „goldene Wagen“ dahergefahren — und so erzählt das Volkslied „Es reit' ein Herr zum Schößbli“ von

diesem seltsamen Reiter, der wiederum niemand anderes ist als der Schimmelreiter: Wodan. Ja, in Pommern spricht man geradezu von „Wode“, in Mecklenburg vom wilden „Waul“ und läßt den „Wittschimmel“ gabenbringend durch das Dorf reiten. Und in Thüringen reden die Kinder in einem Atemzug den Gabenbringer als Herrn „Wude Nikolaus“ an! Auch in Ostpreußen geht der Schimmel in den Zwölften, vor allem aber am Vorweihnachtstage um. Der erste Gespannknecht des Gutes ist Schimmelreiter. Allerdings besteht sein Roß nur aus einem leinenüberzogenen Holzgestell mit einem geschnitzten und bemalten Schimmelkopf, das er sich über den Leib stülpt. Zügel und Peitsche hält er in der Hand, und so läuft er von Haus zu Haus, gefolgt vom ähnlich gestalteten Ziegenbock und vom kräftig um sich beißenden Storch. Alle drei sind weiß gekleidet und heben sich gut vom dunklen Erbsenbär ab, den der bärtige Bärenführer am Zügel hält. Ganz zum Schluß toddelt das „alte Weib“ oder der „Paarkemann“ hinter der Gruppe her. Und die Alte trägt Puppen in der Wiege, und der Paarkemann schleppt auf seinem Rücken einen ausgestopften Mann mit, dessen Stiefel in die Höhe schnellen, sobald sich der Paarkemann bückt. Sie sammeln lärmend Äpfel, Pfefferkuchen und Geld ein und bringen nachher ihre Gestelle bei einer besonders angesehenen Frau unter, die immer beim Herausnehmen und Einpacken des Schimmels einen geheimnisvollen „Schimmelsegen“ spricht, dessen Wortlaut bisher noch kein Fremder erfuhr.

#### Ein Junge — Mädél — sagt:

Das uns bekannteste Weihnachtssymbol ist aber wohl der Weihnachtsbaum. In seiner jetzigen Gestalt ist er erst seit wenigen Jahrhunderten bekannt — in einem Reisebericht aus dem Jahre 1605 finden wir erstmals die Beschreibung eines Tannenbaumes. Es heißt da: „Auf Weihnachten richtet man Dannenbäum zu Straßburg in den Stuben auf, daran henket man Rosen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker usw.“

Doch davon, daß man überhaupt einen Baum mit Lichtern schmückt und ihn als Festzeichen braucht, haben wir schon viel früher Kunde. Im Runenkalender von 1152 wird der Weihnachtstag durch zwei kreuzweis gelegte Bäume gekennzeichnet, und um 1200 schreibt



Wolfram von Eschenbach im „Parzival“, daß Parzival bei seinem Vater Gahmuret auf dem Laub von Ölbbäumen Kerzen brennen sah. Welchen Baum man aber auch immer als Zeichen nahm, seine Bedeutung war immer die, Sinnbild des Lebens zu sein. Die Lichter sind Symbole der Blüten sowohl als auch der verstorbenen Seelen, denn der Baum ist gleichzeitig auch Seelenbaum und kündigt den Lebenden von den Toten. Wenn wir uns das vor Augen halten, daß der Baum in gleicher Weise Kündiger der Vergangenheit ist, der aber ewig neues Leben nachblüht, dann wird uns klar, daß im tiefsten Sinne mit all den Baumbildern nur die Lebensasche Ygdrasil gemeint ist.

bot, schuf das Volk sich mancherorts einen anderen Brauch. Man stellte nämlich mit Flitter behangene Holzgestelle, Pyramiden, auf, die uns noch ganz Besonderes sagen.

**Ein Junge — Mädels — sagt:**

Weil man das Schlagen und Aufstellen von Weihnachtsbäumen verbot, schuf das Volk sich mancherorts einen anderen Brauch. Man stellte nämlich mit Flitter behangene Holzgestelle, Pyramiden, auf, die uns noch ganz Besonderes sagen.

Es gibt da die sog. „Tunscheren“, auch „Paradiesgärten“, „Schmuckäpfel“ oder auch Weihnachtspyramiden mit einem drehbaren Flügelrad, das durch die ausstrahlende Wärme der Kerzen angetrieben wird. Oft ist das Flügelrad mit einer starken Mittelachse verbunden, die auf einem Lauflager ruht und auf mehreren übereinander angebrachten Plattformen Figuren enthält, die dann durch die Umdrehungen des Flügelrades eine Kreiswanderung beginnen.

Im Erzgebirge, wo man diese Pyramiden oft in handgeschnittener Arbeit erstaunlich kunstvoll und reich ausgestaltet finden kann, baut man außerdem auch oft die „Spinne“ oder „Bergspinne“, einen Hängeleuchter mit geschnitzter oder gedrehter Mittelachse, die meistens in mehreren Stockwerken angeordnete Strahlenkränze von Armen aussendet. Früher war es Sitte, daß der Erzgebirgler mit dem Schnitzen eines solchen Leuchters begann, wenn sein erstes Kindlein kommen sollte. Für jeden Jungen wird dann noch bei der Geburt ein Bergmann geschnitzt und für jedes Mädels ein Engel. Vater und Mutter haben auch noch ihre Figuren, nur sind sie größer und reicher verziert als die der Kinder. So kann man ganz deutlich ablesen, wieviel Kinder in einer Familie sind, wenn man an den Fenstern vorübergeht, in denen die Leuchter in der Vorweihnachtszeit stehen.

**Ein Junge — Mädels — sagt:**

Alter Glaube, stets natürlich christlich umgedeutet, lebt auch noch in vielen Weihnachtsgerichten und -gebäcken, war doch schon das Julmahl mit dem Festtrunk ein entscheidender Bestandteil der Festbegehung.

So löffelt die erzgebirgische Familie zum Abschluß des heiligen Abendessens aus einer Schüssel in Milch geweichte Semmeln, und der Hausvater trinkt allein den Rest der Milch aus, während seine Frau und Kinder ihm andächtig zusehen. Vorher haben alle das „Neunerleigericht“ verzehrt, das aus grünen Klößen mit Sauerkraut, Gänseklein und Bratwurst, Hirse und Meerrettich und allerhand Zutaten und Gewürzen von besonderer Bedeutung zubereitet wird; auch Sellerie gibt es dazu.

Germanische Gebäcke, christlich umgedeutet, sind die Geisterkutsche, der Schimmelreiter, die drei Schicksalschwester und die Perchta.

Zu den Fruchtbarkeitssymbolen der Weihnachtszeit gehören der Weihnachtsstollen oder auch Wecken genannt, während das um Weihnachten häufige Gebäck, das Pferde, auch mit Reitern zuweilen, darstellt und aus Spekulatius- oder Pfefferkuchenteig bereitet wird, vielleicht an vorchristliche Roßopfer erinnert.

**Ein Junge — Mädels — spricht:**

Das Feuer aber überstrahlt dieses Fest vor allem. Seit den Vorweihnachtstagen erleuchtet das Feuer vom Adventskranz und dem Luziakranz als Kerze, als flackerndes Sonnwendfeuer und Flammenrad, beim Fackelschwingen von den Kirchtürmen, vom „Laufleuchter“, von der „Tunschere“ und dem Tannenbaum und schließlich als Julklotz diese bedeutsame Zeit.

Wenn der Julklotz in Brand gesetzt wird und warmer Rauch das Haus durchzieht, ist der Kampf zwischen den Zeiten abgeschlossen. Noch die Asche bringt Glück, darum gilt uns ja der Schornsteinfeger als Glücksbringer und geht in Pommern und in der Kurmark die „Aschenmoder“ oder „Neujahrsmoder“ um.



Wir singen:

Aus dem 17. Jahrhundert



Der Winter ist ver-gan-gen, ich seh' des Mai-en Schein,  
Ich seh' die Blümlein pran-gen, des ist mein Herz er-streut.  
So fern in je-nem Ta-le, da ist gar lu-stig  
Da singt Frau Nachti-gal-le  
Sein, da singt Frau Nach-ti-gal-le und manch Wald-vöge-lein.

(Während das Lied „Der Winter ist vergangen“ gesungen wird, löschen die Jungen — Mädels — die Kerzen des Adventkranzes wieder aus.)

#### Der (die) Heimabendleiter(in) spricht:

In den Weihnachtsmythen offenbarte sich uns am klarsten die geheimnisvoll-innige Verwobenheit des germanischen Menschen mit der Natur. Was wunder denn auch, wenn er, mitschwingend im gesetzmäßigen Wandel des Naturgeschehens, alle anderen Gezeiten des Jahres auch mit seinen Kulthandlungen begleitete, von denen viele heute noch als Brauchtum lebendig sind. Lassen wir nun dieses Brauchtum in uns wieder wach werden, nicht, indem wir alle im Volke lebendigen Bräuche einfach her erzählen, sondern dadurch, daß wir versuchen, die Lebenshaltung und das Lebensgefühl, aus denen diese Bräuche einmal entstanden sind, wieder nachzuempfinden oder doch wenigstens zu erahnen. So wollen wir nun zunächst von Vorfrühlings- und Frühlingsgebräuchen hören.



Ein Junge — Mädels — sagt:

Kaum sind die ersten Frühlingsboten im Land, als auch schon die Menschen den Bann der winterlichen Sorge sprengen und nun gleich mit vollen Hoffungssegeln hineinspringen in das kommende Aufstehen. In Fastnacht und Mummenschanz äußert sich die Freude am Leben, aber auch die Bitte um Leben.

Fastnacht hat an sich gar nichts mit „fasten“ zu tun, sondern mit „fasen“ und „faseln“, mit leben und schwärmen und wachsen. Der Odenwälder sagt, er „faselt“, wenn er an die Wachstumszeit von Feld und Garten denkt. So steckt hinter diesem Wort der Begriff der Fruchtbarkeit und des Züchtens. Das ganze Fest ist eine frohe, farben- und gestaltungsreiche Antwort auf die lebhaftige Entwicklung in der Natur, wo jetzt die große Abrechnung mit dem Winter und allem, was alt und morsch ist, beginnt. Und wie der ganze Vorfrühling steht das Fest unter dem Willen zu Werbung und Hochzeitsfreude.

(Nun werden von verschiedenen Jungen bzw. Mädels möglichst aus dem eigenen Erleben heraus verschiedene Fastnachtsbräuche erzählt. Zur Anregung geben wir nachstehend einige Schilderungen aus dem Fastnachtsbrauchtum.)

Besonders beliebt sind zu Fastnacht gegenseitige Neckereien, von denen das Schlagen mit der „Lebensrute“ oft zu derber Ausgelassenheit führt. Manchmal hat die Lebensrute wohl auch eine recht derbe Form angenommen, z. B. in den „Wilden-Mann-Keulen“ und in den Holzhämmern Oberbayerns und auch Westfalens, mit denen an die Tore und nicht selten auch auf die Mädchen geklopft wird. Die westfälischen Jungens tragen außerdem aber auch oft einen Hahn im Korbe, wenn sie auf den Heischegang gehen und an die Tore pochen, und sie singen dazu:

Havel, Havel, Hahn,  
Fasnacht geht an,  
droben in dem Hinkelhaus  
hängt ein Korb mit Eiern raus;  
droben in der Firste  
hängen die Bratwürste,  
gebt uns die langen,  
laßt die kurzen hängen!

Ra, ra, rum,  
der Winter muß herum.  
Was wollt ihr uns denn geben?  
Ein glückselig Leben,  
Glück schlag ins Haus  
komm nimmer raus.

Wollen sich die Mädchen und Frauen von den sie mit Reisern verfolgenden Burschen lösen, so müssen sie eine Dankgabe geben.

Oft treibt der Übermut tolle Blüten. So ist es im Schwäbischen z. B. Brauch, daß man vom Brunnen oder Bach aus die ahnungslosen Umstehenden kräftig bespritzte. Es kam auch vor, daß man sich gegenseitig fing, um sich dann in den Bach oder den Dorfteich zu tauchen. Anschließend mußten die Burschen dann in diesem nassen Aufzug ihren Mädels einen Kuß geben.

Im Sperrgau pflegt man nach Verlesen einer närrischen Urkunde folgenden Umzug über die Felder zu machen:

Zwei Pferdemenchen ziehen einen lichtergeschmückten Pflug, ihnen folgt ein Erbsbär, der am Seil tanzen muß und nachher „erschossen“ wird. Dahinter trolchen sich die eiersammelnden Frauen (die natürlich in Wirklichkeit Männer sind), ein Milchmann und ein Bursche, der die Wurststange trägt. Auch ein Einschenker ist da, der vor und nach dem Heischegang den Trunk reicht. Vor allem aber kommen dann die Sänger mit ihren Vogelmasken, die Samenverkäufer, die Pritscher, die die Schuljungen „bengeln“, und die Schwärzer, die allen Männen das Malkreuz, das Wendezeichen, auf die Stirn malen. Sie tragen bunt geklebte Röcke und ebenso buntbehängte Dreimaster.

Viel stattlicher aber sieht der „Läufer“ aus, der vor dem Zuge geht und eine vergoldete, mit Blüten und Bändern geschmückte Buchsbaumkrone trägt. Mit seiner großen, schön umwundenen Peitsche peitscht er die Fluren wieder winterfrei. In dem Karren, den wieder Pferdemenchen ziehen, wird das „Licht gemessen“ und die Zukunft gewiesen. Wer aber hineinschaut, macht bald wieder die Augen zu, weil ihm Mehlstaub entgegenfliegt, denn der Mensch soll nicht an die Geheimnisse rühren, die er doch nicht ergünden kann.

#### Wir singen:

Erde schafft das Neue ... („Unser Liederbuch“, Seite 62.)

#### Der (die) Heimabendleiter(in) spricht:

Den Höhepunkt aller Frühlingsfeiern bilden die Ostertage. Unser Osterfest hat, wie Weihnachten, seinen alten germanischen Namen behalten, der sogar noch weiter in indogermanische Überlieferung zurückläuft. Er hängt mit dem Osten zusammen, wo die Sonne ja zur Zeit der Frühlings-Tag- und -Nachtgleiche aufgeht. Daß der Osterbrauch ursprünglich mit dem alten Neumondfest zusammenhängt, sagt uns noch die Tatsache, daß der Ostersonntag eingeleitet wird durch ein Feuer in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag. Dieser Brauch hat seinen Ursprung in dem alten germanischen „Not“feuer — dem Schicksalsfeuer, das unter Bonifatius noch als heidnisch verpönt und verboten war.

Ostern ist das Fest des Lebensziuges, der den Kampf beschließt, der so heftig und toll noch zur Fastnacht tobte. Die Fastnacht war doch nur ein Vorabte des Osterfestes. Das Licht ist wiedergeboren, es weckt überall Feuer und Wachstum. Wie einst unsere Ahnen bei der Wiederkunft der Sonne die Osterfeuer entzündeten, so pflegt auch die katho-

liche Kirche heute noch an Ostern das Ewige Licht neu anzubrennen und die Kerzen zu weihen. Die bayrischen und fränkischen Bauern zünden am Ostersonntagabend kein Licht mehr an und gehen frühzeitig deshalb schon zu Bett, denn nun soll das große Licht, die Sonne, wieder Tag und Arbeit bestimmen.

Das Erwachen der Natur wird gefeiert, und überall, wo germanische Menschen wirken, formt dies Erwachen vielgestaltig und bunt frohe, segnende Sitten. In allen Osterbräuchen äußert sich daher, auf dem Hintergrund der heißen Freude über die vergangene schwere Winterzeit, die Bitte um Fruchtbarkeit und Gedeihen für die Zukunft. Und auch alle Symbole sind Symbole der Fruchtbarkeit, angefangen vom Ei bis hin zur Osterrute, mit der man das Leben — vor allem in den Langschläfern! — wachschlägt.

(Wieder soll nun hier von verschiedenen Jungen bzw. Mädeln möglichst selbsterlebtes Brauchtum mit eigenen Worten geschildert werden. Die nachstehend erzählten Bräuche sollen nur der Anregung und Ergänzung dienen.)

#### Einige Jungen — Mädels — schildern mit eigenen Worten:

Schön ist das Eierlaufen in der Eifel. Da kann man am zweiten Ostertage große und kleine Leute zur Moselstraße ziehen sehen. Dort ist eine Strecke von ungefähr 70 Meter Länge abgesperrt. Auf der Erde sieht man kleine Sägemehlhaufen, in denen je ein Ei steckt, auf einer geraden Linie in je 1 Meter Abstand angeordnet. Es legen nun aus 60 Häufchen 60 Eier heraus. Um diese 60 Eier entbrennt der Kampf. Zwei Jungen im Turnanzug erwarten das Startkommando. Der eine muß eine Strecke von 5 Kilometern laufen. Während dieser Zeit muß der andere ein Ei nach dem anderen in einen hochgestellten Korb bringen. Die Zuschauer, die den Läufer und den Eierbringer beobachten können, ermutigen durch Winken und Rufen die Kämpfer. Wer nun zuerst seine Aufgabe erfüllt hat, ist Sieger. Er bekommt als Lohn zwei Drittel der Eier, der Besiegte ein Drittel. Der Sieger wird mit Blumen und Bändern geschmückt. Ein fröhlicher Umzug, dem sich alle anschließen, führt die Kämpfer mit Musik durch das Dorf.

Auch im Spreewald lebt dieser Brauch, nur daß eine alte Hexe den Eiersammler immer in der Arbeit stört, wenn er die gesammelten Eier zu dem Korb bringen will, der am anderen Ende der Reihe steht. Aber zwei Hanswursts vertreiben als fröhliche Helfer die lästige Winterhexe, die nach dem Abschluß des Kampfes zwischen Läufer und Sammler zum Tode verurteilt wird. All ihre Störungsversuche werden ihr dabei von einer langen Liste vorgelesen, bis der Teufel, der finstere, feindlich gewordene Winter, sie auf einem Mistkarren davonholt, während die Dorfgemeinde zum frohen Festmahl in das Wirtshaus zieht, um Eierkuchen zu essen.

In Pommern hat sich ein anderes Wettspiel der Burschen erhalten: das Tonnenreiten. Auf der Dorfstraße werden zwei hohe Pfosten

aufgestellt, dazwischen hängt die Tonne, mit bunten Bändern und Laubgewinden bis zum Pfostenschaft geschmückt. Die Reiter stehen in Reih und Glied in etwa 200 Meter Entfernung. Jeder hat einen Knüppel in der Hand; es gilt nun, zwischen den Pfosten durchzureiten und der Tonne einen derben Schlag zu versetzen. Wer den Boden herausschlägt, ist Bodenkönig, wer die Stäbe herausschlägt, ist Stöbenkönig, und wer den letzten Rest herunterhaut, ist schließlich Tonnenkönig. Er wird bekränzt und reitet an der Spitze aller Kämpfer, ihm zur Seite reiten Boden- und Stöbenkönig. Im Dorfkrug findet sich alles Volk zusammen zu einem lustigen Festschmaus und zu Spiel und Tanz.

In Westfalen werden die mannshohen Osterräder von den Berge gerollt, wie anderswo zur Julzeit oder im Badschen zur Fastnacht. Eine lange Stange wird durch das Mittelloch des Kreuzbalkens geschoben, dann werden die vierspeichigen Räder mit Strohbüscheln sorgfältig ausgestopft. Schon mittags wurden von den streng zusammengehaltenen „Dechen“ Räder und Stroh feierlich auf den Osterberg gebracht und dort bewacht. Wenn nun aber am Sonntagabend der Holzstoß unterhalb des Berges angesteckt ist und die ersten Flammen hochschlagen, wenn die Holzpuppe verbrannt ist und der erste Böllerschuss ertönt, dann wird das erste Rad durch einen aus Stahl und Stein geschlagenen Funken entzündet und rollt mit wuchtigen Schwüngen hinunter, eine sprühende feurige Bahn hinter sich lassend. So wie dieses, geht Rad auf Rad unter der Musik des Osterberg-Chorales langsam, dann immer rascher zu Tal. Weithin springen die Funker. Sechs Räder werden nacheinander hinuntergelassen; wenn sie alle gut abgefahren und angelangt sind, kann der Bauer sich auf ein gutes Erntejahr freuen.

**Der (die) Heimabendleiter(in) spricht:**

Mit den Mai- und Pfingstbräuchen, welch erstere heute wieder zu größerer Bedeutung gelangt sind, und von denen ihr sicher einige kennt, z. B. das Maisingen, Spiele und Tänze unter der Maikrone oder um den Maibaum, mit all diesen Bräuchen leiten wir schon über auf die Mitsommerzeit, die Zeit der reichsten Lebenskraft, die Zeit aber auch, da die Nähe der Erfüllung uns an die Vergänglichkeit mahnt. Ehe wir jedoch in unseren Betrachtungen weiterschreiten in diese Sommerzeit hinein, wollen wir uns doch vergegenwärtigen, daß die Frühlingzeit wegen ihres gerade im deutschen Lebensraum in der Natur so unendlich fein abgestuften, zarten, langsamen Überganges vom allerersten Frühlingsahnen zur vollsten Blütenentfaltung schon immer in besonderem Maße die für solche Stimmungen sehr empfängliche deutsche Seele zu herrlichsten lyrischen Schöpfungen veranlaßte. Es wäre daher unmöglich, diesen Zeitabschnitt des deutschen Brauchtums zu behandeln, ohne ihm durch einige der schönsten alten Frühlings- und Maillieder den stimmungsvollen Hintergrund und Abschluß zu geben.

Einige Jungen — Mädels — (natürlich nur die besten Sänger) singen, möglichst mit kleiner Musikbegleitung (Geigen, Flöten, Zupfinstrumente) folgende Lieder:

**Wort und Melodie von Neidhardt von Neuental.**



Mai-erzeit bannet Leid, Fröhlichkeit ist gebreit ü-ber Feld und Wald und grüne  
Auf dem Rain-Blümlein groß und klein neuerseh'n, weiße, ro-te, gel-be samt den



Au - en! Rings im Gras sind schnellste aufge-sprun - gen. Durch den Wald  
blau - en.



mannigfalt' Sang erschallt, daß es halt' wahrlich besser ward er nie be - sun - gen!

J. H. U. Schulz



Will-fo-m-nen lie-ber schö-ner Mai, der uns-re Glur ver-



jüngt, daß rings - um Laub und Blumen neu aus vollen Knospen dringt.  
(Hölty)

**Der (die) Heimabendleiter(in) spricht:**

Der Blüte folgt die Frucht, und die Frucht ist in ihrer vollen Reife auf der Schwelle zum Tode, wengleich sie auch neues Leben in sich trägt. Und so ist diese Fruchtzeit, die Hoch-zeit des Jahres, in unserem Volke mit vielen mystischen Vorstellungen verknüpft, aus denen sich altes, bodenständiges Brauchtum entwickelte.

Wer von uns Jungen Jahr für Jahr am Sonnenwendfeuer steht, der denkt auch an den Mythos von Balder, dem Guten, der den Frieden der Götter und Menschen will, einen Frieden der Ehre, Kraft und

Gerechtigkeit. Sein Bruder aber heißt Streit (Höd) und sendet den Liebling der Götter blindlings, ohne es zu wollen, angestiftet vom Unheilträger Loki, ins Reich der Hel. Zwar reitet der Ase Hermöd (Höd selbst?) ihm nach, aber der Weg des Lebendigen ist weiter als der des Toten, der schon vor den neun Nächten dorthin gelangt. Im Reich der Hel, jenseits der Brücke, die es mit Midgard und Asgard verbindet, sitzt Balder im Hochsitz, gegenüber der Hausherrin im Saale der Hel. Sie aber will Balder nur unter der einen Bedingung wieder freigeben, daß alle Dinge der Erde den Lichten beweinen. Es klagen die Wellentöchter, weinen die Wolken und die bereiften Steine, klagen Götter und Menschen. Nur die Riesin Thökk (d. h. Dank, eigentlich Undank) läßt sich nicht erweichen, und Balder muß bei Hel bleiben, bis das geheimnisvolle Wort Kraft gewinnt, das Odin dem Toten ins Ohr sagte, als er auf dem Scheiterhaufen lag. Sein Richt- und Schlichtamt führt er drunten fort als Richter über die Toten, bis die Weissagung der Wölwa, der Seherin, sich erfüllt, die von der neuen Welt nach dem Untergang in der Götterdämmerung kündigt:

Aufsteigen seh ich zum andern Male  
Land aus Fluten frisch ergrünend:  
Fälle schäumen, es schwebt der Aar,  
der auf den Felsen Fische weidet.  
Unbesät werden Äcker tragen;  
Böses versäumt man, Balder kehrt heim.

So wurde denn, in Anlehnung an die Baldersage, die Sonnenwende besonders durch Kampfspiele gefeiert, wodurch das ganze Fest von vornherein sein Gepräge durch die Jugend erhielt. Sonnenwende ist das Fest der Jugend geworden.

#### Ein Junge — Mädel — sagt:

Von all den Sonnenwendveranstaltungen unserer Vorfahren, den Balder- und Brühildspielen, sind eigentlich keine mehr in der Gegenwart erhalten. Diese Bräuche gipfelten vor allem in dem Orakel, daß Burschen und Mädel um den „Zukünftigen“ befragen. Zum Teil sind solche Orakel noch bekannt, wie z. B. in Thüringen, wo Burschen und Mädel von den gegenüberliegenden Ufern eines Baches oder Flusses ihren Kranz mit flammenden Lichtern auf die Wellen werfen. Die beiden, deren Kränze sich noch mit brennendem Licht begegnen, halten das für ein Zeichen, daß sie für einander bestimmt sind und ein Paar werden.

Die bedeutsamsten Bräuche sind jedoch an das Feuer gebunden, das um den Mitsommerbaum aufgeschichtet wird. Das Sonnenwendfeuer lodert als Holzstoß auf, sprüht als glühende Scheibe zu Tal und kreist über den Köpfen beim Fackelschwingen und Fackeltanz. Auch Brandfässer werden geschleudert, und brennende Besen, stroh- und lumpen- umwickelte Räder rollen in Süddeutschland, Schlesien und am Rhein von den Bergen und schließlich in den Fluß oder See, wie auch das



leuchtende Sonnenrad am Ende seines Weges ins Meer versinkt, um sich daraus in neuer Schöne am Morgen wieder zu erheben.

Mit jedem rollenden Rad geht ein Segenswunsch, eine Ehrung für das geliebte Mädel oder für einen angesehenen Bauern und Bürger, aber auch wohl ein wahrer Richtspruch, ein hartes Urteil talab. Der Richtbrauch gehört zum läuternden Feuer, das allen Reinheit und Kraft gibt, die es durchschreiten: dem springenden Burschen und dem durch die letzte Glut getriebenen Vieh. Das Paar aber, das gemeinsam wie Siegfried und Brunhild durch die Flammen springt, wird zusammengeglüht und weiß nun, daß es einander versprochen ist.

#### Wir singen:

Flamme empor! („Unser Liederbuch“, Seite 88.)

#### Der (die) Helmabendeleiter(in) spricht:

Nach diesem letzten großen Aufrauschen naturnahen Brauchtums beginnt eine lange Zeit der Tat, die alle Feste verdrängt. Das Leben in der Natur ist zur vollsten Entfaltung gekommen, trägt Frucht, und nun heißt es die Ernte zu bergen. Während dieser Zeit hat der Bauer nur einen Gedanken: Daß nicht der reifen Frucht noch kurz vor ihrer Einbringung Schaden geschehe! Daher denkt man sich allerlei wachsame Geister im Korn, und so sehr man sie auch zu dämonisieren versuchte, ihr ursprünglicher behütender Sinn blieb doch bis heute dahinter erkennbar. Im „Bilmesschnitter“, der nachts schnell Gassen ins Getreide schneidet, ist wohl der erste Ährenschnitt Gestalt geworden. In Ostpreußen sagt man, daß die „Kornmutter“, die „Roggenmuhme“, das reife Korn bewacht. Kinder, die leichtfertig in das Getreide laufen und die Halme niedertraten, verwandelt sie in Blumen. So wirkt sie im Schein der heißen Mittagssonne Heil und Unheil für Bauern und Kinder. Doch mit Unglück strafft sie nur den, der dem Korn keine Ehrfurcht zollt; es ist eine Lüge, daß sie Ähren ausreißt und die Felder zum Verdorren bringe. Im Osten denkt man sie sich nicht als bösen, rotgerockten Dämon, sondern wie die Frau Gode oder Frau Harke, strahlend schön und weißgekleidet. Den ehrfürchtigen Schnittern schneidet die Mittagsfrau den Roggen, wenn sie am Feldrain liegen und schlafen.

In Ostpreußen erzählt man sich auch, daß die „Schnarrwachtel“ nur am Tage als Vogel erscheint. In der Nacht verwandelt sie sich in einen Hauer, der seine Sense schärft, und ruft: „Schrap, schrap, hau sacht, lange Dag, korte Nacht!“ Dieser Hauer hat einmal einem Bauern, dessen drei Söhne im Krieg waren und der sehr altersschwach war, in einer Nacht alles Getreide geschnitten und in Hocken gesetzt.

#### Ein Junge — Mädcl — erzählt:

In Barnbeck, einem Dorfe zur Landherrenschaft der hamburgischen Geestlande gehörig, wird jetzt fast alle Jahre ein großartiges Erntefest gefeiert. Dasselbe soll früher dort Sitte gewesen sein, ist aber lange Zeit nicht mehr gefeiert worden. Auf Veranlassung des „Vereins für hamburgische Geschichte“ wurde es vor acht bis zehn Jahren wieder von neuem eingeführt. Es besteht dieses Fest in einem großen Umzuge durchs Dorf, bei welchem alle Feldarbeiter, und zwar so nach der Reihe, wie sie in der Wirklichkeit aufeinanderfolgen, vertreten sind. Dem Zuge vorauf reitet, fährt oder geht ein Musikchor. Die erste Arbeit ist das Mistfahren und Düngen, darum eröffnet ein Mistwagen den eigentlichen Zug; dann folgt der von Pferden gezogene Pflug und danach, auf einem Blockwagen stehend, ein Sämann, der frischweg wirklichen Samen ausstreut, wenn auch vielleicht mit Häcksel untermischt. Neben ihm liegt noch ein Sack mit Vorrat zum Säen. — Darauf kommt auf einem Blockwagen die Egge, und dann folgt die Walze.

Natürlich sind die Pferde, die Wagen, die Lenker der Gespanne, Pflug, Egge usw. auch geschmückt mit Laub, Blumen und Bändern (weißen und roten — hamburgische Farben).

Jetzt tritt eine Pause ein. Diese benutzen die nebenher gehenden Platzmacher die zugleich mit Büchsen versehen sind, zum Einsammeln von Gaben, um durch diese die Kosten des Festes zu decken. — Nun kommt der geschmückte Erntewagen, auf welchem die bekränzte Ceres thronet. Dem Erntewagen folgt ein Blockwagen mit einer großen Tonne. Auf dieser sitzt vorn Bacchus, bekränzt und ähnlich wie ein Seiltänzer gekleidet, in der einen Hand ein Glas, in der anderen eine gefüllte Flasche haltend, aus der er immer lustig einschenkt und dann auf seine eigene Gesundheit trinkt. Er wackelt, als sei er schon tüchtig angeschossen, auf seinem Sitze immer hin und her, rück- und vorwärts. Hinten auf der Tonne sitzen seine Diener, die ihm immer neuen Vorrat für seinen unersättlichen Durst reichen. Dann folgen die Feldarbeiter: einige Knechte und Mägde mit Mistforken, einige Knechte mit Sensen, Mägde mit Harken, Knechte mit Dreschflegeln. Die Mäher und Drescher gehen ohne Weste und Jacke oder Rock, mit roten auf dem Rücken sich kreuzenden Hosenträgern. — Darauf und mithin zuletzt im Zuge kommt, auf einem Blockwagen sitzend, der Tod, ein altes Männlein mit schneeweißem Haar und Bart und grauem, fahlem Anzuge. Er hält in der einen Hand eine große blecherne Sense, in der andern ein Stundenglas. — Nebenher gehen, wie schon erst erwähnt, Platzmacher, die zugleich Gaben sammeln. — So macht der

Zug, von einem der Bauernhöfe des Dorfes ausgehend, die Hauptwege durchs Dorf, bis er zuletzt an seinem Bestimmungsorte anlangt, d. h. dem Hause, von dem er ausging, oder jeder Wagen zu dem Hofe des Bauern, der ihn zum Zuge stellte. — Dann setzt man sich zum Ernteschmause nieder, und am Abend ist in mehreren Bauern- und Wirthshäusern Tanzmusik; diese währt bis zum anderen Morgen, danach wird ausgeschlafen, und das Fest ist beendet.

#### Einige Jungen — Mädcl — werden anschließend zweckmäßig einige Erntesprüche vortragen, wie sie als Ansprache bei der Überreichung des Erntekranzes durch das Gesinde an den Gutsherrn üblich sind. In diesen Erntesprüchen paart sich manchmal bäuerlich-derbe Ausdrucksweise mit feiner poetischer Empfindung. Wir geben nachstehend einige solcher Verse:

Guten Tag, Herrschaften insgemein,  
Ich bitz nun ein Weilchen mal stille zu sein  
und meinen Worten hören zu,  
Die ich weiter reden tu.

Wir haben gemacht den Erntekranz,  
Der ist nicht halb, sondern ist ganz.  
Er ist nicht von Distel und Dorn,  
Sondern von reinem gewachsenen Korn,

Ich hatte ihn gemacht allerwegen,  
Gedachte ihn meinem Herzallerliebsten zu geben.  
Da der aber nicht da ist und nicht kommen kann,  
Präsentier ich ihn meiner Herrschaft an.

So manche Ahr (Ähre),  
So manche Rispe,  
So manche tausend Taler in des Herrn Geldkiste!  
Ich will nun wünschen, daß die Pferde gut gehn,

Und die Schweine gut gedeihn,  
Und die Kinder reich fein.  
Eins hab ich noch vergessen,  
Was wir heut abend Essen,

Gebratene Fische und Forellen,  
Dazu kommen Jungfern und Junggesellen,  
Und dazu 'ne Pfeife Tabak,  
Dann haben die Mannsleute auch etwas.

Und von den Herrschaften bitten wir Bier und Wein,  
Und dabei wolln wir recht lustig sein.  
Spielt auf, Musikanten!

Ein anderer Erntespruch lautet:

Guten Tag, allergnädigster Herr!  
Glück ins Haus,  
Unglück zum Giebel hinaus!  
Wir bringen mit Musik und Tanz  
Den allerbesten Erntekranz.

Alles Korn, das im Feld stand,  
Ist nun auf und in dem Band.  
Hätten Sie, Herr, nur mehr gesäet,  
So hätten die Männer noch mehr gemähet  
Und wir Mädchen mehr gebunden,  
Man hat aber doch die Fülle gefunden.

Wir haben geharkt überall,  
Über Berg und über Tal,  
Über die Disteln und über Dornen,  
Über des Herren ganzes Feld, das Korn.

So viel Rispel,  
So viel Wispel,  
So viel Ähre,  
So viele gute Jahre,  
So viel tausend Taler schenke  
In der gnädigen Herrschaft Schränke  
Gott der Herr, der alles zum Besten lenke.

Nun wollen wir ihm danken,  
daß er keinen hat lassen wanken,  
Daß keinem die Sense Schaden gemacht,  
Daß wir die Ernte glücklich eingebracht.  
Auch wollen wir ihn bitten,  
Daß er uns ferner möge behüten  
Vor Feuer, Hagel, Krieg und Brand,  
Und so auch das ganze Land!

Wir singen:

Wir gehen als Pflüger durch unsere Zeit ...  
(„Unser Liederbuch“, Seite 101.)

Der (die) Heimabendleiter(in) spricht:

So vergeht das Jahr und mündet wieder in den Winter. Wir haben dieses Jahr im Brauchtum sich spiegeln lassen und dabei erlebt, wie innig der germanische Mensch mit dem Naturgeschehen verbunden ist, wie er Kraft schöpft aus dem Land seiner Väter, wie ihm der Dienst an diesem Land Gebot ist. Und haben erlebt, daß seine Sinne Gott nicht in fernen Unendlichkeiten suchen, sondern ihn da erspüren, wo er lebendig ist: Über, um und in uns!

Und wenn wir nun an der Schwelle eines neuen Jahres stehen, dann wollen wir uns bewußt werden, daß nur in der Vergänglichkeit des einzelnen die Beständigkeit des Ganzen ruht.

Ein Junge — Mädel — spricht:

Es steht der Wald und schweiget,  
Herab vom Himmel steigt  
Die Nacht mit leisem Wehn;  
Es tropfen weiße Flocken  
Leicht auf der Erde Locken  
Und glühen auf den Höhn.

Tief schlummert in der Erden  
Was einmal Frucht will werden  
Und wieder muß vergehn,  
Es träumt in holder Wonne  
Der Baum von Sommersonne  
Und von der Winde Fleh'n.

So ruht ein Sommermorgen  
Im dichten Daun verborgen,  
Im winterweißen Kleid;  
Vielleicht schläft, was wir missen,  
Schon längst im Ungewissen  
Den Winterschlaf der Zeit?! —

(Siegfried Remann)

Wir singen:

Ein Jahr muß nun vergehen („Unser Liederbuch“, Seite 125.)

## Der politische Monatsbericht

### Was weißt du von Finnland?

Der Kampf im Norden der russischen Front wird von den deutschen Soldaten in engster Gemeinschaft mit den finnischen Kameraden geführt. Oft genug meldet der Wehrmachtsbericht erfolgreiche Kampfhandlungen, und in den PK-Berichten lesen wir von der verbissenen Kampfgemeinschaft, mit der die Soldaten Finnlands Seite an Seite mit unseren deutschen Soldaten ihre schwere Pflicht erfüllen für ihre Heimat und das neue kommende Europa.

Was wissen wir von Finnland? Daß die Finnen selbst es „Suomi“ und die Schweden „Finland“ nennen, ist meist bekannt. In Büchern, Reiseberichten und Kulturfilmen fanden wir es als „Land der tausend Seen“ bezeichnet. Ein Blick in den Atlas beweist, daß die Bezeichnung mit Recht gefällt ist.

Von dem 382 801 qkm großen Land sind 34 324 qkm Fläche Wasser. Die Bevölkerung beträgt nach Zählungen aus dem Jahre 1939 3 888 433 Menschen, von denen 878 374 (22,6 v. H.) in den Städten und 3 010 069 (77,4 v. H.) auf dem Lande leben. Als Sprache steht natürlich Finnisch an erster Stelle, dann folgen Schwedisch, im Osten Russisch, Deutsch, Lappisch und andere Sprachen. Finnisch und Schwedisch sind laut Verfassung der Republik (Präsident wird alle sechs Jahre gewählt) gleichberechtigte Nationalsprachen.

Die wichtigsten Städte (in Klammern die schwedische Bezeichnung) sind: Helsinki (Helsingfors), Turku (Åbo), Viipuri (Viborg), Tampere (Tammerfors), Vaasa (Vasa), Pori (Björneborg), Oulu (Ullaborg), Hanko (Hangö).

Finnland hat die allgemeine Wehrpflicht. Die Friedensstärke seines Heeres betrug rund 25 000 Mann, die sich in die drei Gruppen: Landstreitkräfte, Luftstreitkräfte und Küstenverteidigung mit Flotte aufteilen. Auf den Grenzschutz im Osten wurde von jeher besonderer Wert gelegt.

Der finnischen Wehrmacht zur Seite steht außerdem noch eine freiwillige Schutzorganisation, die etwa 100 000 Mann umfaßt und auf rein militärischer Grundlage aufgebaut ist. Zu diesem Schutzkorps gehört auch die „Lotta Svärd“ mit ihren etwa 30 000 Mitgliedern, deren Tätigkeit sich insbesondere auf Sanitäts- und Verpflegungswesen verteilt.

Finnland ist einschließlich des autonomen Gebietes der Åland-Inseln, nach Professor von Leers, eine alte Berührungszone der Völker und Rassen, die Landbrücke von Skandinavien zur osteuropäischen Tiefebene.

Die Vorgeschichte des Landes ist darum auch merkwürdig verwickelt. Auf eine osteuropäische, kammkeramische Kultur folgen mehrere Berührungen über den Bottnischen Meerbusen aus Schweden. Zur Völkerwanderungszeit steht das Gebiet im entfernten Strahlungskreis der gotischen Kultur von der

Weichsel- und Dünamündung aus; in jener Zeit werden wir schon das früheste Auftauchen finnischsprechender Stämme in Finnland feststellen dürfen, deren Hauptteil wohl erst gegen Ausgang der Völkerwanderungszeit über den finnischen Meerbusen aus Estland kam und das Land gewann. In der Wikingerzeit und nach ihr sind noch neue finnische Ankömmlinge in großer Zahl im Gebiet Karelien aufgetaucht; alle diese Stämme standen einander nahe und fanden sich innerhalb des Landes zum heutigen Finnentum zusammen. Sie sind die nördlichsten Vorposten der Völker des „finnisch-ugrischen Sprachstammes“; sprachwissenschaftliche Untersuchungen haben wahrscheinlich gemacht, daß sich in der finnischen Sprache zwei Schichten von Lehnworten finden, einmal ganz allgemein indogermanische, die auf eine frühe Nachbarschaft mit den einigermaßen ungetrennten Urindogermanen hinweisen, dann Lehnwörter der litauisch-baltischen Gruppe, die auf eine spätere Nachbarschaft mit diesem Teil des Indogermanentums hindeuten.

Jedenfalls wird man die Urheimat der Finnen im westlichen und mittleren Rußland anzunehmen haben, wo sie erst spät von den Slawen teils verdrängt, teils aufgesogen sind. Die Wolga- und Ostrußlandfinnen in ihren zahlreichen Stämmen sind so nur stehengebliebene Reste der alten finnischen Völkergruppe.

Brauchtum und religiöse Vorstellungswelt der Finnen (alte subarktische Kultur, Sonnenkult, Sonnensymbolik) steht den Indogermanen nahe; Zauberelemente und Wortmagie unterscheiden sie früh von diesen. Ob das Urfinnentum gleichbedeutend mit der sogenannten „ostbaltischen Rasse“, ob es nicht vielleicht auch ein Seitenzweig der Nordischen Rasse ist, der keine indogermanische Sprache annahm, ist nicht geklärt.

Die rassische Zusammensetzung des heutigen finnischen Volkes ist nicht ganz einheitlich, so wenig wie die irgendeines anderen europäischen Volkes; der Süden und Südwesten ist stärker nordisch, im Norden und Osten treten stärker ostbaltische Gesichtszüge auf, der ostbaltische Einschlag ist „doch immer noch nordisch durchmischt“, die Tawasten sind am stärksten ostbaltisch. Eine Sonderstellung scheinen die Kareler im östlichen Finnland einzunehmen, unter denen bräunliche Haut, braune Haare, schmale Gesichter, längere und schmalere Nasen und stärkerer Bartwuchs häufig sind.

Im wesentlichen handelt es sich um ein nordisch-ostbaltisches Volk.

Die zahlreichen frühgeschichtlichen, aus der Wikingerzeit, dem Mittelalter und der Neuzeit stammenden schwedischen Ansiedlungen in Finnland haben zur Entstehung einer Gruppe der Finnlandsschweden geführt, die das einzige größere und ernstere Volkstumsproblem Finnlands darstellen. Neben ihnen sitzen nur noch kleine Gruppen von Russen, Deutschen und Lappen im Lande. Die Bevölkerungsdichte ist auf das Gesamtgebiet gering, 11 auf den Quadratkilometer, häuft sich dagegen in den reicheren südlichen Gebieten, wo sie in Nyland (Uusimaa) 47 auf den Quadratkilometer erreicht; die Gesamtbevölkerung betrug:

1930 . . . . . 3 667 067

1933 . . . . . 3 758 532

Innerhalb dieser Bevölkerungsgruppe ist das eigentliche Finnentum am meisten ländlich, hat die stärksten Geburten (jedenfalls im Vergleich zu den noch geburtenschwächeren nicht finnischen Volksgruppen) und ist auf dem Wege, die übrigen Bevölkerungsgruppen immer stärker zurückzudrängen. Die Zahl der finnisch Sprechenden betrug:

1880 . . . . .	1 756 381	1910 . . . . .	2 571 145
1890 . . . . .	2 048 545	1920 . . . . .	2 754 228
1900 . . . . .	2 352 990	1930 . . . . .	3 022 021

Die Zahl der schwedisch Sprechenden betrug:

1880 . . . . .	294 876	1920 . . . . .	340 963
1900 . . . . .	349 733	1930 . . . . .	343 023

Während der Anteil der finnisch Sprechenden an der Gesamtbevölkerung von 85,28 v. H. im Jahre 1880 auf 89,40 v. H. im Jahre 1930 gestiegen ist, ist der Anteil der schwedisch Sprechenden von 14,32 v. H. auf 10,1 v. H. in der in der gleichen Zeit gesunken.

Diese stetige Abnahme der Schweden liegt daran, daß sie zu 33,4 v. H. (gegen nur 13,6 v. H. der finnisch Sprechenden!) städtisch sind, daß die rein schwedischen Gebiete etwa 1929 (als Musterjahr für die Bevölkerungsentwicklung des letzten Jahrzehnts) einen Geburtenunterschub von 2,40 auf 1000, die rein finnischen Gebiete dagegen einen Geburtenüberschuß von 8,0 auf 1000 hatten. Außerdem wandern die Finnlandsschweden stärker aus als die finnisch sprechende Bevölkerung; auf 10 000 der Bevölkerung kamen 1929 41,7 v. H. auswandernde Schweden gegenüber nur 17,9 auswandernde Finnen. Es handelt sich also um ein ausgesprochen rückgängiges Volkstum. Die Zahl der Russen in Finnland war natürlich größer in der Periode Alexanders III. und Nikolaus II., als die russische Politik Finnland zu russifizieren versuchte. Sie erreichte 1910 7339 Menschen (2,5 v. H. der Gesamtbevölkerung). Nach dem Weltkriege kam eine Anzahl geflüchteter Russen nach Finnland, so daß 1930 8200 russisch Sprechende (2,4 v. H.) der Gesamtbevölkerung sich fanden. Die Zahl der Deutschen (ganz überwiegend Reichsdeutsche, einige Deutschbalten) hat sich von 1720 im 1880 auf 3700 im Jahre 1930 erhöht.

Die Geschichte des finnischen Volkes ist ein Heldenlied des Kampfes um die Freiheit. Auf sie hier im Rahmen dieses Artikels einzugehen ist unmöglich. Wer sich dafür interessiert, der findet am Schlusse dieses Beitrages eine Anzahl Bücher genannt, aus denen er sich umfangreiches Wissen zu eigen machen kann.

Der Geist, der das finnische Volk beseelt, klingt aus dem „Speer-gesang“ seines Dichters Veikko Antero Koskenniemi:

Wir härten die Speere an des Nordlichts Flammenkerzen,  
Wenn Funken sprühte unsres Nordens Nacht.  
An unsern Zaubersprüchen stählten wir die Herzen,  
Und Arbeit hat die Hand uns hart gemacht.

Flieg hin, mein Ski, eil vorwärts über Seen und über Schären,  
Und Berg und Dickicht, das in Sümpfen ruht,  
Du Speer, der oft als Ziel gesucht die Brust des wilden Bären,  
Heut wirst du trinken eines Feindes Blut.

Wir hatten Heime — hinter uns verglühten sie im Feuer,  
Und was der Feind dem Untergang geweiht,  
Sein Hohneslachen hallt in unsern Ohren ungeheuer,  
Als nächtlich er entfloch in Dunkelheit.

So eil denn, Ski, find deinen Weg durch eisigen Schnees Geflimmer,  
So wie den Vogel seine Schwinge trägt.  
Es zittert nicht der Speerschaft dann, das Herz, es zittert nimmer,  
Wenn sich der Finne für die Heimstatt schlägt.

Deutsch von Johannes Ohquist.

Der Winterfeldzug 1940 stellte das tapfere finnische Volk in einen Kampf, an dessen Ende nur der sichere Untergang seiner Nation stehen konnte. Einsam und verlassen stand es einem Gegner gegenüber, den zu bezwingen es niemals in der Lage gewesen wäre.

Wenn jener Feldzug damals unter verhältnismäßig günstigen Bedingungen seinen Abschluß fand, so hat ein Wunder, dessen Klärung erst die Zukunft bringen wird, hier dem Volke der Finnen zur Seite gestanden.

Schon kurze Zeit darauf griff Finnland erneut zu den Waffen. Diesmal aber war es nicht allein, sondern fand einen Kameraden, der ihm schon in den Jahren 1917/18 gegen den Bolschewismus zur Seite stand. Als Kameraden und Freunde kämpfen Deutschland und Suomi und wissen, daß der End-sieg bei ihnen sein wird.

H. G.

Wer sich über Finnland näher orientieren will oder Interesse an gutem finnischen Unterhaltungsschrifttum hat, dem seien folgende Bücher empfohlen:

Ivari Leiviskä: Finnland, Natur, Geschichte, Kultur und Wirtschaft.

William Sommer: Geschichte Finnlands.

Johannes Ohquist: Finnland, Land und Volk, Geschichte, Politik, Kultur.

Maila Talvio: Die Kraniche (Roman).

Maila Talvio: Die Tochter der Ostsee (Roman).

Alexis Kivi: Die sieben Brüder (Volksroman).

Kalevala — das Nationalepos.

# Das Lagerspiel

## Kasperle bei Herrn Meckerich und Frau Knaterich

Kasperle kommt singend auf die Bühne: Tri-tra-trallala.

Kasperle: Ach, guten Tag, ihr Jungmädel,  
guten Tag, ihr Pimpfe,  
guten Tag, ihr Soldaten!  
Seid ihr alle da?  
Ja, wißt ihr auch, wer ich bin, ja?  
Wer denn? Ratet mal!

Kasperle bin ich genannt,  
bin beliebt im ganzen Land,  
bin ein freier, froher Wicht,  
brummige Leute mag ich nicht.

Das Kasperle, ja, das Kasperle aus dem KLV-Lager in Oberprechtal. Wißt ihr, was das ist, KLV?  
Sagt mal mit: Kinderlandverschickung!

Ja, eigentlich bin ich ja nicht im Schwarzwald daheim, aber mir gefällt es hier sehr gut. Gefällt es euch auch hier? Ja?  
Wo seid ihr denn her?

Ach, da sind wir ja Landsleute (nicht weit voneinander daheim). Ich bin nämlich auch aus Westfalen. Aber da ist es mir jetzt zu unruhig. Jede Nacht Alarm! Nein, das ist nichts für mich. (Er gähnt laut.) Ich habe nämlich eine schreckliche Krankheit: Appetit gut, aber immer müde!

Geht es euch auch so? Ja, das ist eine furchtbar ansteckende Krankheit, meist unheilbar.

Jetzt bin ich ja im KLV-Lager, da darf man sogar mittags schlafen, nicht wahr, ihr Jungmädel?

Und ein Essen gibt es! Wir haben alle sooo zugenommen! Was, ihr auch? Ja, ja, der gute Schwarzwälder Speck! Und der Kirsch! Hm! Aber der ist nichts für Jungmädel und Pimpfe, aber ihr Soldaten dürft ihn schon mal versuchen. So etwas wird euch doch nicht gleich umwerfen?

O je, o je! Da kommt Herr Meckerich und Frau Knaterich, die sollen mir meine gute Laune nicht verderben. Da verschwinde ich. (Ab.)

Herr Meckerich kommt und Frau Knaterich.

Meckerich: Guten Tag, gnädige Frau, wie geht es Ihnen, gnädige Frau? Haben Gnädigste gut geschlafen?

Knaterich: Guten Tag, mein Lieber, ach Gott, wie können Sie nur fragen, Herr Meckerich. Seit diese beiden KLV-Lager im Dorf sind, ist doch an Ruhe nicht mehr zu denken.

Meckerich: Ja, ja, liebe gnädige Frau, Sie haben recht, morgens um ½8 fängt die Singerei vor dem Hause schon an.

Knaterich: Was die nur jeden Morgen zu singen haben, das ist doch nur, um anständige Leute in ihrer Ruhe zu stören.

Meckerich: Ganz recht, ganz recht, meine Gnädigste. Aber das ist die Jugend von heute. Ich bin überhaupt gegen die Zusammenfassung der Jugend in Lagern. Wo bleibt da die Freiheit? Wenn ich an unsere Jugend denke. O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du entschwinden! Gaudeamus igitur!

Knaterich: Ja, ja, die gute alte Zeit, Herr Meckerich! (Vertraulich:) Wissen Sie noch, wenn Sie nachts unter den Fenstern unseres Mädchenpensionats sangen, wenn sie vom Kneipabend heimkamen? (Empört:) Aber so schamlos wie die Jugend heute waren wir nicht. Haben Sie gestern gesehen, wie die Führerin am helllichten Tage mit den Kindern auf der Wiese herumspwang? Es ist eine Schande! Arme und Beine nackt, unsereins würde sich zu Tode schämen. Man sollte so etwas anzeigen.

Meckerich: Ach, meine Beste, das nützt heute nichts mehr, der Staat unterstützt ja noch solch schamloses Treiben. Da müssen wir uns schon anders helfen.

Knaterich: Aber wie, Herr Meckerich?

Meckerich: Lassen Sie mich nachdenken!

Knaterich: Denken Sie, Herr Meckerich, denken Sie!

Meckerich: Ich hab's, Frau Knaterich, ich hab's! Wir werden ein Femgericht einberufen von allen Unzufriedenen.

Knaterich: Ach Gott, Herr Meckerich, was ist denn das, ein Femgericht?

Meckerich: Ein Femgericht? (Flüsternd:) Heimlich geschieht es in der Nacht. Wir fordern unsere Rache!

Knaterich: Gott, Herr Meckerich, das klingt so schön schaurig, ja, das machen wir. (Flüsternd:) Ein Femgericht.

Meckerich: Kommen Sie, gnädige Frau, wir wollen die Abordnung zusammenrufen.

Knaterich: Aber ein Einheimischer müßte wohl auch dabei sein?

Meckerich: Ach, da nehmen wir irgendeinen Bauern mit, kommen Sie.  
(Beide ab.)

Kasperle: Habt ihr das gehört, dieses unverschämte Pack? Na, die sterben auch mal aus. Hoffentlich bald. Aber vorher wollen wir ihnen die Suppe noch ordentlich versalzen, nicht? Ihr helft doch alle mit? Ich will doch gleich die Führerin aus dem Mädellager warnen. Die Mädchen brauchen doch unseren Schutz. Wir Männer helfen uns schon selber! (Ruft:) Liesel! Liesel!

Liesel: Ja, Kasperle, wo brennt's denn, was ist denn, du bist ja ganz aufgeregert.

Kasperle: Liesel, weißt du, was ein Femgericht ist?

Liesel: Ja, Kasperle, das gab es früher einmal. Da wird heimlich einer verurteilt, meist geschieht dabei ein Mord.

Kasperle: Ein Mord, hu, hu, ein Mord!

Liesel: Aber was hast du denn, Kasperle?

Kasperle: Weißt du, wen sie morden wollen?

Liesel: Nein!

Kasperle: Dich!

Liesel (lachend): Mich? Wieso? Weshalb?

Kasperle: So viele Fragen auf einmal. Still, da kommen sie schon. Bleib hier in der Nähe, habe keine Angst, ich werde dich schon schützen. (Liesel ab.) Ich werde ihr Retter sein!  
(Meckerich, Frau Knaterich und ein Bauer kommen.)

Knaterich: Guten Tag, die Herrschaften!

Meckerich: Bauer, wer ist das?

Bauer: Das ist der Kasper. Der Klügste im Land.

Meckerich: Na, das scheint auch so ein guter, dummer Michel zu sein, den nehmen wir mit zu unserer Feme. Kasper, kannst du schweigen?

Kasperle: Wie ein Grab.

Meckerich: Dann komm mit zum Femgericht. Jetzt fehlt nur die Hauptschuldige. Habt ihr Liesel nicht gesehen?

Kasperle: Eben ging sie da vorbei. (Ruft:) Liesel, Liesel!

Liesel: Ja, bitte?

(Alle stellen sich um Liesel herum.)

Meckerich (spricht feierlich): Wir klagen an! Sie rauben uns die Ruhe am Morgen und am Abend!

Knaterich: Sie erregen Mißfallen durch unkeusche Sportkleidung!

Meckerich und Knaterich (abwechselnd): Sie singen fröhliche Lieder, die wir nicht leiden können, weil sie nicht in dieses Jammertal passen. Sie tanzen mit den Jungmädeln in dieser traurigen Zeit. Sie halten politische Schulungen, Mädels sollten eher den Kochtopf studieren. Sie wandern durch Wald und Feld und ...

Kasperle: Halt! Ihr griesgrämiges Volk wollt anklagen? Bauer, ich rufe dich zum Zeugen auf: Hat dich das Morgenlied der Jungmädels jemals gestört?

Bauer: Im Gegenteil. Dann bin ich schon längst an der Arbeit und freue mich über den Morgengruß.

Kasperle: Bauer, zertreten dir die Mädels die Wiesen und Felder?

Bauer: Nein, sie helfen mir sogar auf den Feldern bei meiner Arbeit.

Kasperle: Da hört ihr's, ihr Meckeriche alle. Ihr meckert gegen frohe Lieder? Ihr singt wohl keine mehr? Ihr versteht auch keine mehr? Ha, ihr seid neidisch, grausam neidisch auf alles junge Blut. Weg mit euch! Aber wir singen ihnen noch schnell eins vor.

Alle singen: Schwarzbraun ist die Haselnuß ...

Kasperle: Ihr meckert gegen das Wandern? Das glaub ich, wenn ihr Gifthäfele in die schöne Natur kommt, dann schließen sich alle Blumen, so daß ihr gar nichts seht. Und alle Steine tun euch weh, so daß ihr kein Vergnügen habt. Statt daß ihr fröhliche, offene Herzen habt, die sich überall freuen können, seid ihr lieblose Miesmacher! Weg mit euch! Wir aber wollen alle miteinander ein fröhliches Wanderlied singen.

Alle singen: Weg mit den Grillen ...

Kasperle: Ihr meckert gegen den Sport? Ha, ich möchte euch einmal beim Sport sehen, mit nackten Armen und Beinen! Sind Arme und Beine Sünde? He? Aber tolllachen müßte man sich wahrscheinlich, wenn man euch beim Sport sähe. Zur Strafe macht ihr auf der Stelle Körperschule! Eure Kleider dürft ihr dabei anbehalten, damit ihr recht schwitzt. (Sie üben erbärmlich.) Ihr meckert gegen die politische Schulung bei Mädels? Gar nichts habt ihr zu meckern, solange ihr selbst nichts von der Politik wißt und die Augen vor allen großen Taten verschließt. Eigentlich könnt ihr ja nichts dafür, denn eure Hirne sind einfach zu klein. Alle Meckeriche und Knateriche soll der Teufel holen.

Unter lautem Geföse erscheint der Teufel und holt Meckerich und Knaterich. Alle anderen gehen Arm in Arm singend ab.

## Die Reparatur

oder

Dr. Pinkerton aus USA.

Ein Schattenspiel von Artur D u m k e.

Schattenbilder von Jochen S ö f f i n g.

Personen: Der Sprecher  
Dr. Pinkerton  
Der Patient.

I.



Man weiß, daß in Amerika  
verrückte Leute wohnen.  
Sie züchten Weisheit und Verstand  
wie Mais und grüne Bohnen.  
Sie machen ihre Religion  
wie Kientopp und Theater,  
und Roosevelt, der Weltprophet,  
das ist ihr lieber Vater.



Ein tolles Stück, unlängst passiert,  
das will ich hier berichten.  
Ihr glaubt es nicht, ich weiß das schon,  
ihr sagt, das sind Geschichten.  
Drum will ich es nicht Wort für Wort  
nur wie ein Märchen schildern, —  
nein, sehen sollt ihr, was geschah  
in schwarzen Schattenbildern.

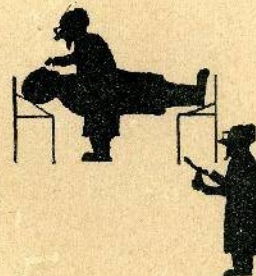
II.

In Boston lebt ein großer Arzt,  
der hat ein scharfes Messer.  
Der sagt: Der Mensch ist seelenlos,  
der sagt, er weiß es besser.  
Der Mensch ist wie ein Automat,  
er ist eine Maschine,  
und was ihr seine Seele nennt,  
das ist man bloß Routine.  
Er schneidet dich die Kreuz und Quer,  
dein Herzchen kann ja pochen,  
er schmiert und fegt und bricht und flickt  
dein alles, Fleisch und Knochen.  
Er zeigt dir, ach, du armer Wicht,  
dein heimlichstes Gekröse,  
und wenn du schreist, du bist ein Mensch,  
dann wird er wild und böse.



III.

Einst kam zu ihm ein alter Mann  
mit mancherlei Gebrechen.  
Er klopfte zaghaft an die Tür  
und sprach: Ich will ihn sprechen.  
Mir schmerzt der Kopf, mir zuckt der  
mir blutet viel die Nase, [Zahn,  
mich quält mein Herz, mich kneift der  
mich ärgert oft die Blase. [Darm,  
O hilf mir, Doktor Pinkerton,  
befrei mich von den Qualen,  
es kommt mir auf das Geld nicht an,  
ich will auch gut bezahlen.



IV.

Der große Doktor sah ihn an  
und warf ihn auf zwei Stühle  
und sprach: Gemacht! Zuallererst  
vertreib ich die Gefühle.  
Er bog den Kopf ihm ins Genick  
und schlug ihn mit dem Hammer  
und fesselte den Leichnam fest  
mit einer starken Klammer.  
Dann wischte er sein Messer ab  
mit schicklichen Papieren,  
schon ihn zurecht und fing dann an  
den Kerl zu reparieren.

V.

Zuerst schnitt er den Kopf ihm auf  
vom Wirbel bis zur Stirne  
und zog und zerte an das Licht  
die sämtlichen Gehirne.





Er brummte: Ja, sie sind verwirrt,  
die großen Knoten klemmen,  
man muß die Zellen hier und da  
doch auseinanderkämmen.  
Er nahm den Kamm und strähnte sie  
und strich sie glatt und grade  
und holte manchen Wurm heraus  
und manche dicke Made.  
Dann stopfte er sie fest hinein  
in die zerbrochne Birne  
und klebte alles wieder zu  
vom Wirbel bis zur Stirne.

VI.

Nun riß er ihm die Nase ab  
und sprach: Das ist ja heiter!  
Der Kerl hat wohl kein Taschentuch,  
die sitzt ja voller Eiter!  
Er krampelte den Zinken um  
wie eine Fingerhülle  
und schabte ihn und wischte ihn  
bis in die feinste Knülle.  
Dann paßte er ihn wieder auf,  
er reckte sich, der Meister,  
und klebte ihn in das Gesicht  
mit Serum und mit Kleister.



VII.

„Ihm zuckt der Zahn?“ so sprach er dann,  
„Da ist wohl nichts zu machen“  
Er drückte ihm die Kiefer auf  
und sah ihm in den Rachen.  
Dann holte er die Zange vor  
und packte ihn, den Knochen,  
und zog und zerrte, bis er ihn  
endlich herausgebracht.



„Ja“, sprach er grimmig, „dieses Biest  
ist nicht mehr zu benutzen,

da hilft bestimmt kein Flicker mehr,  
kein Wischen und kein Putzen.“  
Er schob ein weiches Mörtelstück  
in die geriss'ne Wunde  
und schnob: „Jetzt quäle ich mich  
fast eine halbe Stunde.“

VIII.

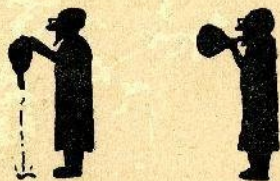
Er zog ein Taschentuch hervor  
und wollte sich verpusten.  
Da aber fing der Leichnam an  
zu röcheln und zu husten.  
Der Arzt schlug ihm ergrimmt ans Kinn,  
er schlug ihn mit dem Hammer,  
er kniff und boxte ihn erbost  
und schraubte an der Klammer.  
Der Arme wurde wieder still  
und höflich und bescheiden,  
und der Gewalt'ge sprach sodann:  
„Siehst du, — nun kann ich schneiden!“



IX.

Er trennte ihm den Busen auf  
vom Hals bis an die Rippen  
und fing mit seinem Messer an  
sorglos hineinzustippen.  
Dann holte er den Muskel raus  
und brummte: „Nee, mein Guter,  
das geht nicht, dieses alte Stück  
ist ein verdammter Bluter.  
Der will nicht mehr, der paßt nicht auf,  
der kann ja nicht mehr springen,  
der kann den Korpus nicht mehr viel  
in Schwung und Wallung bringen.“  
Er holte eine Weckeruhr und rief:  
„Die macht es besser!“  
und schob sie in die Brust hinein  
mit seinem spitzen Messer.





X.

Dann zog er den gewalt'gen Schnitt  
herunter bis zum Nabel.  
Er stocherte im Bauch herum  
mit einer großen Gabel.  
Er zog den ganzen Darm heraus  
und fing ihn an zu fegen,  
er quetschte und mäsitierte ihn  
und hustete verlegen,  
als dem ein warmer Wind entwich  
mit Duffen und mit Stinken,  
und mußte zur Erquickung schnell  
ein Glas voll Whisky trinken.  
Dann schob er alles wieder schön  
vom Zwerchfell zu den Lenden  
und wühlte weiter in dem Loch  
mit ungeduld'gen Händen.

XI.

Er schnitt kunstvoll die Blase ab  
und ließ das Wasser laufen.  
Dann brummte er mit bösem Blick:  
„Der Kerl muß wen'ger saufen!“  
Er pustete die Hülle auf,  
er pustete sie trocken,  
und wischte säuberlich sie ab  
an seinen feinen Socken.  
Dann legte er sie sacht hinein  
und kitzelte die Nieren  
und sagte mißgestimmt: „Auch die  
sind reif zum Reparieren!“  
Doch weil ihn nun die Lust verließ  
so tief gebückt zu stehen,  
schob er den langen Schnitt zurecht  
und fing ihn an zu nähen.



Er nahm die große Brille ab  
und wusch sich seine Hände.  
Der Reparierte aber stand  
wie tief im Traum verloren,  
Er strich sich über Kopf und Bauch,  
er zog sich an den Ohren,  
er schluckte und befühlte sich  
und fing dann an zu hüpfen,  
und wollte so vor lauter Glück  
schnell aus der Türe schlüpfen.



XII.

Darauf, als er das Werk getan,  
gebrach ihm nur das Leben.  
Er schaute stier den Leichnam an,  
er brachte ihn zum Beben,  
zum Zucken dann und dann zum  
die Arbeit war zu Ende. [Steh'n, —



XIII.

Der Doktor aber hielt ihn fest  
und sagte: „Babbit, zahlen!  
Ich habe deinen Wanst erlöst  
von vielen, schweren Qualen.  
Und gibts du mir nicht, was ich will,  
dann mach ich dich zunichte!“ —  
Und hiermit ist zu Ende nun  
die seltsame Geschichte.  
Der Reparierte legte still  
die Dollars auf die Decke,  
er bückte und verdrückte sich  
schnell um die nächste Ecke.  
Dann ging auch Dr. Pinkerton  
und rieb sich seine Hände, — — —  
und dann, dann ging die Lampe aus  
und unser Spiel zu Ende.



## Aus dem KLV-Lager Luhatschowitz (Protoktorat)

Ein Singen für Soldaten und mit Soldaten.

- Sprecherin: Ihr lieben Soldaten, wir begrüßen euch heut und wünschen euch allen mit uns recht viel Freud. Wir singen und tanzen und laden euch ein, heute wollen wir alle sehr fröhlich sein. Die Singschar fängt zuerst jetzt an, nachher, da kommt ihr alle dran.
- Singschar: Morgen, du hast ein großes Tor ...
- Sprecherin: Das erste Lied ist nun verklungen, drum wird ein neues euch gesungen. Wach auf, du Handwerksgezell, das ist das zweite Lied jetzt schnell.
- Alle Mädels: Wach auf, du Handwerksgezell ... Flötenstück.
- Sprecherin: Die Singschar liebt die Musici, drum singt sie jetzt die Melodie
- Singschar: Ich weiß ein feins brauns Mägdelein ... Flötenstück.
- Sprecherin: Ihr Soldaten, weil wir für euch heut singen, soll ein Soldatenlied euch nun erklingen:
- Alle Mädels: Im ganzen Land marschieren nun Soldaten ...
- Sprecherin: Wir bitten, daß jeder jetzt beweise, wie laut sein Organ ist oder wie leise, und damit es um so besser geht, singt unser Chor euch zunächst die erste Strophe vor.
- Singschar (1. Strophe): Jetzt kommt die Zeit, daß ich wandern muß ...
- Gemeinsam: Jetzt kommt die Zeit, daß ich wandern muß ...
- Sprecherin: Nachdem ihr so fleißig euch habt bemüht, hört ihr zur Belohnung wieder ein Lied:
- Alle Mädels: Als ich ein Junggeselle war ...
- Sprecherin: Und ein Lied mit vielem Witz: Zu Regensburg auf der Kirchturmspitz.
- Singschar: Zu Regensburg ... Dann folgen zwei Singspiele: „Heute wollen wir Hafer mäh'n“ und „Sechs wack're Burschen hier im Kreis“. Die Soldaten tanzen mit. Wir zeigen ihnen dann noch zwei Tänze: Geestländer Polka und Sonderburger.
- Sprecherin: Und nun, liebe Soldaten, ist unsere Stunde aus, wir alle freu'n uns, geht ihr heute froh nach Haus. Fröhlich Herz und frischer Mut sind zu allen Zeiten gut, macht die trübsten Tage schön, und nun: Auf frohes Wiedersehn!
- Renate Sergel, Hauptlagermädelschaftsführerin.

# Der Lagersport

## Jungmädelsportdienstplan für Dezember

1. Woche 1. Stunde	1. Woche 2. Stunde	1. Woche 3. Stunde
1. Lauf im Kreis, zur Schnecke, Schlangelinien, Acht usw. 2. Grundgymnastik 3. Partnerübungen 4. Prellball	1. Laufspiel: Glucke und Geier 2. Grundgymnastik 3. Schlagballzielwerfen 4. Königinball } mit dem Wogende } Medizinball	1. Laufspiel: Tag u. Nacht 2. Grundgymnastik 3. Seilspringen 4. Zwei Spiele: Karre mit Nummernwettlauf
2. Woche 1. Stunde	2. Woche 2. Stunde	2. Woche 3. Stunde
1. Lauf im Kreis, plötzliche Kommandos: Hinlegen, Kehrt usw. 2. Grundgymnastik 3. Hindernisturnen mit lobenden Hindernissen (siehe Mädels im Dienst JM-Sport S. 68) 4. Horchspiel im Kreis	JM-Singetänze	1. Lauf zu Paaren 2. Grundgymnastik 3. Zieh- und Schiebekampf 4. Prellball
3. Woche 1. Stunde	3. Woche 2. Stunde	3. Woche 3. Stunde
1. Laufspiel: Zauber-Zeck 2. Grundgymnastik 3. Partnerübungen 4. Zwei Spiele: Reiterspiel, Hundehüttenspiel	1. Zwei Singetänze wiederholen 2. Grundgymnastik 3. Rollball mit dem Medizinball 4. kleine Kreisstaffeln im Sitz mit dem Ball	1. Lauf im Kreis vor und zurück, schnell u. langsam 2. Grundgymnastik 3. Seilspringen 4. Prellball
4. Woche 1. Stunde	4. Woche 2. Stunde	4. Woche 3. Stunde
1. Zwei Singetänze wiederholen 2. Grundgymnastik 3. Schlagballzielwerfen 4. Zwei Staffeln: Dreibeinlauf, Schubkarrenwettlauf	JM-Singetänze	Großer Endkampf im Prellballspiel

## Etwas über die Grundgymnastik für Jungmädels

Wir wollen in den Wintermonaten, in denen wir nur auf beschränkte Räume angewiesen sind, sehr viel Wert auf die Grundgymnastik legen. Dabei müssen wir bedenken, daß die Grundgymnastik für Jungmädels sich wesentlich von einer Grundgymnastik für ältere Mädels unterscheidet. Das Jungmädels will in jeder Bewegung einen Sinn sehen. So werden bei den zehnjährigen und elfjährigen Jungmädels die bekannten Nachahmungsübungen, wie Tiergänge, Glockenläuten usw., mit Begeisterung aufgenommen. Die älteren Jungmädels sind darüber oft schon erhaben. Bei ihnen muß bei jeder Übung eine Leistung gefordert werden. Übungen aber um der Übung willen, vor allen Dingen die Haltungsübungen, sind allen langweilig und werden dann nachlässig und unfroh ausgeführt, wenn man sie nicht in eine geschickte Form kleidet. Dabei sind Haltungsübungen für unsere zwölf- bis vierzehnjährigen Jungmädels sehr notwendig, da sie bei dem schnellen Längenwachstum in diesem Alter sehr oft eine schlechte Haltung haben. Da gilt es, die Rückenmuskulatur durch Spannung und Entspannung zum Durchbluten zu bringen und damit zu stärken.

Wir wollen bei der Grundgymnastik der Jungmädels alle Übungen in einem guten Rhythmus durchführen. Bringt nicht so viele Übungen mit einmal, ihr gebt damit euren Vorrat an Übungsstoff zu schnell aus. Die Jungmädels dürfen eure Übungen nicht auswendig können. Trotzdem kann und muß die Grundgymnastik abwechslungsreich sein. Versucht einmal, einzelne Übungen zu vielen ähnlichen auszubauen und im Schwierigkeitsgrad zu steigern. Sehr viele Übungen können schnell zu einem Spiel, einer Staffel umgewandelt werden, und so wird auch die Grundgymnastik lebendig.

**Achtung! Fenster auf während der Sportstunde! Den Boden sauber halten!**

### Laufformen.

Laufen im Kreis, zur Schnecke, in Schlangenlinien, zur Acht.

Laufen im Kreis vor- und rückwärts, in verschiedenem Tempo, auf Kommando zur Hocke, zum Liegestütz, zur Rückenlage, zum Strecksturz usw., danach auf Kommando blitzschnell auf und weiterlaufen.

Laufen im Kreis mit Knieheben, mit Unterschenkelanschlagen, mit ganz großen und ganz kleinen Schritten.

Laufen, zum großen Kreis gefaßt. Alle laufen seitwärts, rechtsherum, beginnen mit dem rechten Bein, dann das linke Bein vor das rechte kreuzen, das rechte Bein wieder seitwärts, das linke hinter das rechte Bein kreuzen.

Kommando: Rechts seit — links vor — rechts seit — links zurück. Dabei bis zum Lauf steigern.

Dasselbe auch zu zweit, mit beiden Händen gefaßt, in schnellem Lauf von einer Wand zur anderen.

Laufen im Kreis, zu zweien angefaßt. Auf Kommando die Plätze wechseln, indem die Äußere nach innen läuft, der Partnerin also nicht den Rücken zuwendet.

Dasselbe in dauerndem Wechsel im bestimmten Rhythmus.

Laufen zu zweien, mit beiden Händen gefaßt. Ein Mädels läuft vorwärts, ein Mädels rückwärts.

Dasselbe im dauernden Wechsel im bestimmten Rhythmus.

Laufen zu zweien, mit beiden Händen gefaßt, beide Gesicht in Laufrichtung. Die Hintere legt sich zurück und läßt sich ziehen.

Dasselbe, die Hintere in Hockstellung. Die Hintere aber nicht rutschen, sondern auch laufen.

### Partnerübungen.

1. Wir stellen uns in zwei Kreisen auf, im Außenkreis sind mehr Mädels als im Innenkreis. Der innere Kreis läuft rechts herum, der äußere links herum. Auf Anruf geht der Innenkreis zur Bank und der Außenkreis springt darüber. Wer keine Bank gefunden hat, bleibt draußen.
2. Alles wieder weiterlaufen. Der innere Kreis in die Grätschstellung und der äußere Kreis kriecht durch die gegrätschten Beine.
3. Der innere Kreis geht in den hohen Vierfüßlerstand, der äußere Kreis kriecht durch.
4. Der innere Kreis setzt sich in die Hocke und der äußere Kreis springt darüber.
5. Der innere Kreis geht in die Bockstellung und der äußere Kreis springt im Grätschsprung darüber.
6. Wir üben den Handstand. Zwei Mädels stehen sich gegenüber, ein Mädels setzt die Hände auf den Boden und versucht zum Handstand zu kommen. Das andere Mädels gibt Hilfestellung, indem es mit dem linken Knie die linke Schulter der Partnerin stützt und damit die Arme entlastet. Mit den Händen hält es die Oberschenkel der Übenden.
7. Zwei Mädels stehen hintereinander. Das hintere Mädels macht einen Handstand und berührt mit den Beinen den Rücken der Partnerin. Die Unterschenkel werden über die Schultern der Partnerin gelegt, welche diese mit den Händen faßt, langsam eine Rumpfbeuge macht und die Füße der Partnerin vor sich auf die Erde stellt. Diese wird so ganz herüber zum Stand gezogen. Bei dieser Übung muß ein drittes Mädels Hilfestellung geben.
8. Schubkarrenfahren. Dabei an den Oberschenkeln halten, nicht an den Unterschenkeln.
9. Rudern. Die Mädels sitzen sich im Grätschsitze gegenüber und geben sich die Hände. Wechselseitiges Rumpfvorbeugen und Hinlegen.
10. Hockstellung zueinander, rechtes und linkes Bein im Wechselhüpfen seitstellen.

## Bewegungsaufgaben.

1. Mit der rechten Hand hinter dem Rücken weg das linke Fußgelenk fassen.
  2. Im Grätschsitz, linke Hand am rechten Oberschenkel, mit der rechten Hand die linke Fußspitze fassen.
  3. Im Grätschsitz, mit beiden Händen die gestreckten Fußspitzen fassen, Knie durchgedrückt.
  4. Im Streckersitz dasselbe wie 3. Danach zur Rückenlage kommen mit gestreckten Armen.
  5. Rückenlage. Arme seitwärts, mit der rechten Fußspitze die linke Hand berühren. Dann die Arme immer höher nehmen und dasselbe versuchen.
  6. Rückenlage. Beine und Arme in die Luft strecken, wie ein Käfer zappelt, der auf dem Rücken liegt.
  7. Rückenlage. Beine geschlossen halten, über den Kopf, bis die Füße den Boden berühren.
  8. Rückenlage. Rücken rund, Knie angebeugt, Arme umfassen die Knie, mit rundem Rücken schaukeln. Dann Schwung nehmen und aufstehen.
  9. Rückenlage. Hände über der Brust halten und mit einem Bein durch die Hände steigen.
  10. Aus dem Schneidersitz ohne Zuhilfenahme der Hände aufstehen und aufspringen.
  11. Im Schneidersitz fortbewegen, ohne Gebrauch der Hände und Füße.
  12. Im Schneidersitz, mit der Nasenspitze die Erde berühren.
  13. Liegestütz. Durch kurzes Abdrücken der Hände den Sitz lösen und so oft wie möglich in die Hände klatschen.
  14. Liegestütz. Durch die aufgestützten Hände eine Hocke machen und zum Sitz kommen.
  15. Liegestütz. Wechselnd Anhocken und Strecken der Beine.
- Folgende Spiele unseres Sportdienstplanes findet ihr im „Mädel im Dienst“,

### Jungmädelsport:

#### Spiele ohne Geräte:

Glucke und Geier	Seite 19
Tag und Nacht	Seite 16
Komm mit	Seite 15
Nummernwettlauf	Seite 17 (Aufstellung wie Komm mit)
Zauber-Zeck	Seite 14 (Zeckspiele 1—4)
Dreibeinlauf	Seite 18

#### Spiele mit dem Medizinball:

Königinball	Seite 23
Wogende Welle oder Wiegmesser	Seite 24

### Hundehüttenspiel.

Zwei konzentrische Kreise. Im Innenkreis sind weniger Spielerinnen als im Außenkreis. Der Innenkreis bildet mit gegrätschten Beinen, Gesicht zur Mitte, die Hundehütten.

Im Außenkreis befinden sich die Hunde, welche auf allen Vieren in 2 m Abstand um die Hundehütten herumlaufen. Auf Kommando versucht jeder

„Hund“ in eine Hundehütte zu kriechen. Wer keine Hundehütte mitbekommt, muß erneut „Hund“ spielen, während die anderen nun die Hundehütten bilden.

### Reiterspiel.

Aufstellung im Kreis. Nr. 1 zur Bank, Gesicht zur Kreismitte. Nr. 2 als Reiter in Grätschstellung hinter bzw. über der Partnerin. Eine Bank (sprich „Pferdchen“) bleibt frei. Eine Spielerin läuft außen um den Kreis herum und versucht das freie Pferd zu besetzen. Dieses wird von den stehenden Reitern verhindert, indem der Reiter, welcher dem freien Pferd am nächsten steht und auf den die freie Spielerin zuläuft, das Pferd besetzt. Es muß darauf geachtet werden, daß der Reiter, welcher, von der Läuferin aus gesehen, vor dem freien Pferd steht, sein eigenes Pferd nicht verläßt, da er es sonst der Läuferin freimacht. Wer nicht aufpaßt und nicht früh genug auf dem freien Pferd vor sich ist, wird Läuferin.

### Horchspiel im Kreis.

Alle Spielerinnen setzen sich auf der Kreislinie. Jede hat eine Nummer, die sie für das ganze Spiel behält. Eine Spielerin steht mit geschlossenen Augen im Kreis und ruft zwei Nummern auf, die nun, ebenfalls mit geschlossenen Augen, ihre Plätze wechseln müssen. Der Weg führt durch den Kreis, die erste Spielerin versucht eine der beiden Aufgerufenen zu fangen. Die Gefangene beginnt das Spiel von neuem.

### Rollball.

Zwei Parteien stehen sich in einem Spielfeld gegenüber. Wie beim Handball soll der Ball in das Tor der Gegenpartei gebracht werden, diesmal aber nur rollenderweise. Der Ball darf nicht vom Boden fort, sonst bekommt die andere Partei den Ball. Es wird nach Toren gezählt.

### Kreisstaffel im Sitz mit dem Ball.

Zwei oder mehrere Kreise. Jeder Kreis hat einen Ball. Der Ball wandert von Hand zu Hand um den ganzen Kreis. Welcher Ball lang zuerst wieder beim Ausgangspunkt an? Dasselbe im Sitz, der Ball wird mit den Füßen weitergegeben.

### Prellball, das Spiel des Monats.

Spielfeld: 15 × 18 m, in der Mitte eine 20 bis 30 cm hohe Schnur oder Bank.

Jede Partei (etwa 5 Mädel) steht im Spielfeld verteilt. Es gilt den Ball mit der Hand über die Schnur zu prellen. Der Ball darf dreimal im Feld aufgeprellt werden und muß beim drittenmal ins andere Spielfeld kommen. Der Ball darf zweimal vom gleichen Mädel berührt werden, wenn dazwischen eine andere geprellt hat.

Als Fehler gilt, wenn der Ball über die Grenze fliegt, wenn er die Schnur berührt, wenn er mit der offenen Hand geschlagen wird, wenn er öfter als dreimal im eigenen Spielfeld geprellt wird.

M-Ringführerin Tilla Görder, Hauptlagermädelschaftsführerin

---

DJ-Sport siehe Nr. 11/42 „Unser Lager“

## Tischsprüche

aus der KLV-Schule 2 für Lagermädelschaftsführerinnen  
Harrachsdorf/Sudetengau

Sie grübelt: „Was koch' ich heute und was morgen  
Doch wir brauchen uns darum nicht zu sorgen.  
Von Referat, Gesang und Sport  
ist alle Müdigkeit längst fort.  
Doch wir spüren mit Gewicht:  
Kohldampf! Du verläßt uns nicht.  
Du hast dich wieder ausgestreckt!  
Drum seht, was man uns heut gedeckt.

Obwohl unsere Glieder noch nicht verrostet,  
hat uns der Sport viel Schweiß gekostet.  
Die Pfunde ersetzen, die dabei verschwunden,  
soll dieser Eintopf. Er mög' euch gut munden.

Nach des Tages Müh und Plag  
jeder gern was essen mag.

Oh, wie knurrte unser Magen!  
Ist es noch nicht Mittagszeit?  
Bum! Der Gong ward angeschlagen!  
Ach, jetzt endlich ist's so weit!  
Und nun geht es klipp, klipp, klapp,  
hurtig gleich die Trepp' hinab.  
Aus der Küche steigen Däfte,  
schüren unsre Eßgelüste.

Wir sind heut' gewandert  
den lieben langen Tag.  
Nun lassen wir uns schmecken,  
was die Küchenfee uns gab.  
Drum reichet euch die Hände  
nach schöner, alter Sitt',  
Und wünschet euch zum Essen  
recht guten Appetit.

Morgens gar um sieben schon  
Hören wir des Weckers Ton.  
Eins, zwei — aus dem Bett gesprungen,  
ein frisches Morgenlied gesungen,  
die Augen klar gewaschen schnell,  
so daß wir frisch sind auf der Stell'.  
Dann fängt die Arbeit mächtig an:

Wir essen ja so furchtbar gern  
wohl Schokolad' und Mandelkern.  
Doch was es heut zu Mittag gibt,  
ist bei allen sehr beliebt.

Heute ist's nicht schwer zu raten,  
denn im Gang da riecht man's schon.  
Heute gibt es einen Braten!  
Dieser ist der Woche Lohn.

Heute am Sonntag bei Suppe und Braten  
wollen wir den Magen uns nicht überladen.  
Der Tisch ist ja so reichlich gedeckt!  
Ich wünsche, daß es euch allen gut schmeckt.

Denn gar heut' zum Abschiedsfeste  
gibt es sicher nur das Beste.  
Wir kamen alle von weit her.  
Das viele Essen fiel uns schwer.  
Aber nach dem ersten Sport  
war die Satttheit auch schon fort.  
Und jetzt dauert's gar nicht lang,  
dann sind schon alle Teller blank.

## Dies ist wichtig für den Dienst

### Spielzeugwerk der Kinderlandverschickung. Material- und Werkzeugversand.

Es ist nunmehr möglich, den KLV-Lagern in bescheidenem Maße Material für das Spielzeugwerk durch die KLV-Werkschule zu liefern. Bei der Anforderung seitens der Lager sind folgende Punkte grundsätzlich anzugeben:

1. Habt ihr Werkzeug? Wieviel und welches?
2. Ist der Lagermannschaftsführer (die Lagermädelschaftsführerin) oder ein sonst im Lager tätiger Führer(in) bereits für das Spielzeugwerk der KLV auf der Werkschule in Prag ausgebildet?
3. Wieviel seid ihr im Lager?
4. Welches Spielzeug und wieviel Stück wollt ihr werken?
5. Was habt ihr euch an Material selbst besorgt?

Ihr müßt euch auch selbst um Material bemühen, da einiges so knapp ist, daß es in Prag nur für die Lehrgänge dort reicht. Aus nachfolgender Aufstellung ist zu ersehen, welche Materialien für das Spielzeugwerk der KLV benötigt werden und wie weit sie in der Werkschule vorrätig sind:

1. Nadelholz: 30 × 30 × 2 cm  
3 × 1 × 50 cm  
5 × 1 × 50 cm  
7 × 1 × 50 cm      vorhanden  
4 × 6 × 50 cm  
6 × 6 × 50 cm  
3 × 4 × 50 cm
2. Rundholz, Buche, ø 10 mm      vorhanden  
Rundholz, Kiefer, ø 20 mm
3. Fertige Eäder für Ziehtiere      in geringer Anzahl vorhanden
4. Buche: Kopfdübel (Holzradachsen)      vorhanden
5. Schmirgelpapier      vorhanden
6. Laubsägeblätter      in geringen Mengen vorhanden
7. Farbloser Lack      vorhanden
8. Lackfarben: rot, gelb, ocker, blau, grün, weiß      vorhanden. Fest verschleißbare Gefäße einsenden!
9. Pinsel      in geringen Mengen vorhanden
10. Seidenkordel für Ziehtiere      fehlt
11. Tubenleim:      in geringen Mengen vorhanden  
Rudol, Cohesan, Uhu hart      in geringen Mengen vorhanden
12. Schrauben und Nägel      fehlen

Werkzeuge werden nicht einzeln abgegeben, sondern nur in Werkschränken, und zwar nur an die Lager, deren Führer oder Führerinnen einen Lehrgang der KLV-Werkschule mit Erfolg besucht haben. Zerbrochenes oder sonst schadhaf gewordenes Werkzeug, ganz gleich, ob aus Werkschränken der KLV-Werkschule oder lose, ist in allen Trümmern an die KLV-Werkschule gut verpackt und mit genauem, postalisch richtigen Absender des Lagers (Stempel benutzen!) einzusenden. Ersatz oder Reparatur erfolgt nach Möglichkeit.

## Verpflegungsratschläge für die Wirtschaftsführung

### Fleischragout mit Graupen

Menge für 10 Personen

Fleischragout:	Zutaten	Menge	davon Abfall	Tagespreis
Fleisch	.....	500 g	125 g	1,20 RM
Fett	.....	25 g	—	0,05 RM
Zwiebeln (Lauch)	...	50 g	10 g	0,01 RM
Knoblauch	.....	.....	.....	0,01 RM
Mehl	.....	50 g	—	0,02 RM
Wasser	.....	1 l	.....	.....
Tomatenmark	.....	30 g	—	0,04 RM
Salz, Thymian, Lorbeer	.....	.....	.....	0,03 RM
Gurken	.....	100 g	.....	0,06 RM
				1,42 RM

Zubereitung: Das gewürfelte Fleisch im Fett stark anbraten, die gehackten Zwiebeln zugeben und noch einige Minuten mitbraten. — Knoblauch und Mehl beifügen, Farbe nehmen lassen und mit Wasser auffüllen. Tomatenmark, Salz Thymian und Lorbeer beifügen. Langsam garkochen. — Kochzeit je nach Sorte und Qualität des Fleisches. — Zuletzt die in feine Streifen geschnittenen Gurken zugeben. — Abschmecken.

Nährwert in einer Portion:

Eiweiß: 7,6 g    Fett: 10,55 g    Kohlehydrate: 4,53 g    Kalorien: 147,28

Graupen:

	Zutaten	Menge	davon Abfall	Tagespreis
Graupen	.....	1000 g	.....	0,34 RM
Fett	.....	25 g	—	0,05 RM
Zwiebeln (Lauch)	...	75 g	15 g	0,02 RM
Wasser	.....	2 l	.....	.....
Salz	.....	.....	.....	0,01 RM
				0,42 RM

Zubereitung: Die gehackten Zwiebeln im Fett leicht bräunen. Graupen beifügen und salzen. Wasser zugeben und in der Bratröhre zugedeckt garkochen lassen. Die Flüssigkeit muß ganz verdunstet sein, wenn die Graupen gar sind. — Warmstellen und ungefähr eine halbe Stunde stehen lassen, bis die Graupen körnig sind wie Reis. — Abschmecken.

Nährwert in einer Portion:

Eiweiß: 12,07 g    Fett: 5,49 g    Kohlehydrate: 75,54 g    Kalorien: 408,87

Gesamtnährwert in einer Portion:

Eiweiß: 19,67 g    Fett: 16,04 g    Kohlehydrate: 80,07 g    Kalorien: 556,15

Gesamtpreis: 1,84 RM

Gesamtmarkenabgabe: 50 g Fleisch, 5 g Fett, 100 g Nahrungsmittel.

### Maisgriß-Süßspeise

Zutaten	Menge	davon Abfall	Tagespreis
Maisgriß .....	240 g	—	0,11 RM
Milch .....	1 l	—	0,16 RM
(oder $\frac{1}{2}$ l Wasser und $\frac{1}{2}$ l Milch)			
Zucker .....	150 g	—	0,12 RM
Eiweißaustauschstoff .....	40 g	—	0,20 RM
Tunke: Marmelade .....	100 g	—	0,09 RM
Wasser .....	$\frac{1}{2}$ l		
Gesamtpreis:			0,68 RM

Zubereitung: Den Maisgriß in die kochende Milch einrühren, Zucker beifügen und 15 Minuten kochen. — Den Eiweißaustauschstoff mit 0,3 l Wasser zu Schaum schlagen und unter die Masse ziehen. — Abschmecken. — Die Marmelade mit Wasser verrühren und über die in eine Schüssel gefüllte Speise gießen.

Nährwert in einer Portion:

Eiweiß: 4,02 g Fett: 2,29 g Kohlehydrate: 40,5 g Kalorien: 204,06

Gesamtmengenabgabe: 25 g Nährmittel.

### Hirse-Süßspeise

Zutaten	Menge	davon Abfall	Tagespreis
Hirse .....	250 g	—	0,13 RM
Puddingpulver .....	40 g	—	0,03 RM
Milch (Wasser) .....	1,5 l		0,24 RM
Wasser .....	$\frac{1}{2}$ l		
Zucker .....	120 g	—	0,10 RM
Zitrone .....	1		0,07 RM
Salz .....			0,01 RM
Marmelade .....	125 g	—	0,12 RM
Gesamtpreis:			0,70 RM

Zubereitung: Milch und Wasser kochen, die abgebrühte Hirse zugeben und 30 Minuten langsam kochen lassen. — Etwas Salz, Zucker, das Abgeriebene der Zitronenschale und das angerührte Puddingpulver zugeben, aufkochen, abschmecken und in Schüsseln zum Erkalten abfüllen. — Aus Marmelade, Wasser und Zitronensaft eine Tunke bereiten.

Nährwert in einer Portion:

Eiweiß: 8,32 g Fett: 1,24 g Kohlehydrate: 46,48 g Kalorien: 238,56

Die Kalorienberechnung ist ohne Rücksicht auf die in Klammern angegebenen Zutaten aufgestellt.

Gesamtmengenabgabe: 25 g Nährmittel.

### KUCHENFRAGEN

Unter dieser Spalte kann jedes KLV-Lager Fragen oder Vorschläge einsenden.

Sie sind zu richten an: Reichsjugendführung

Dienststelle KLV, Hauptabteilung III, Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 45

### Stellung der Lagerleiter und Lagerleiterinnen zum Spielzeugwerk.

Die Lagerleiter und Lagerleiterinnen haben sich nach den Anweisungen der Dienststelle Kinderlandverschickung intensiv um das Spielzeugwerk zu kümmern und ihre volle Kraft dafür einzusetzen. Vom Reichsleiter ist ein gemeinsames Arbeiten der HJ-Führer und der Lehrkräfte angeordnet worden (Mitteilungsblatt 1/41, 2/42). Die Werkarbeitsstunden sind nicht streng in HJ-Dienst und Schule zu teilen, sondern das Spielzeugwerken ist eine Gemeinschaftsarbeit des ganzen Lagers und muß darum auch von allen Teilen entsprechend vorangetragen werden.